UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

Düntzer, Heinrich

VI. Götz von Berlichingen.

Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1888.

LG
G599
.Y4vE

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1888.

Die Nichtswürdigen regieren mit Liſt und der Edle fällt in ihre Netze.

19741 c

Einleitung in Goethes Dramen.

1.

Den Inhalt des Dramas bildet, im Gegensatz zum Epos und zur Lyrik, der sein eigenstes Wesen handelnd darstellende Mensch, seine Form ist die der persönlichen Vergegenwärtigung. Handlung und sinnliche Gegenwart sind seine Pole, die Achse der wollende, thätige Mensch.*) Dieser kann aber entweder auf ein ernstes, würdiges Ziel hingerichtet sein oder sich leeren, unwürdigen Bestrebungen hingeben, wonach wir zwei Hauptarten des Dramas unterscheiden, die wir herkömmlich als Tragödie und Komödie bezeichnen. Verweilen wir zunächst

*) Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet hat, die Handlung sei so sehr der innerste Kern des Dramas, daß es davon seinen Namen habe; denn dieser (δρᾶμα) bezieht sich rein auf die äußere Form der Handlung, gerade wie das deutsche Spiel, im Gegensatz zum Epos, dessen Form die der Erzählung ist, worauf auch sein Name (ἔπη) deutet. Diesen Unterschied hat schon Aristoteles hervorgehoben, wenn er sagt, die Tragödie stelle durch Handelnde, nicht durch Erzählung dar (δρώντων, καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας). Auch Goethe hat in der Abhandlung über epische und dramatische Dichtung hierin den großen wesentlichen Unterschied beider Dichtarten erkannt und die Gesetze derselben aus dem Gegensatze des Rhapsoden und des Mimen hergeleitet.

bei der erstern, so wird die Thätigkeit des Menschen nur dann dichterischen Gehalt gewinnen, wenn wir das innerste Wesen einer bedeutenden Natur durch die äußern Verhältnisse in lebhafte Schwingung gesetzt und zu entschiedenem Heraustreten gedrängt sehen, wobei es ebensowenig eines Kampfes gegen ein feindliches Schicksal als des Unterganges des Helden bedarf. So kehrt Iphigenie, die durch ihre hohe, reine Weiblichkeit den auf ihrem Geschlecht ruhenden Fluch sühnt, glücklich in ihre Heimat zurück. Der die Welt verkennende schwärmerische Tasso findet sich zuletzt am Busen des als Todfeind gehaßten Antonio wieder und erkennt die Nothwendigkeit, gefaßt die Wünsche seines Herzens zu beschränken. Prometheus setzt seine schöpferische Wirksamkeit den Göttern zum Trotze durch und findet in seinen Geschöpfen das höchste Glück. Faust, der dem Leben geflucht, kämpft sich wacker durch; so lernt er die wahren Güter des Lebens schätzen und findet zuletzt im Jenseits die hier vergebens ersehnte Wahrheit, nachdem er seine Strebe- und Thatkraft glänzend bewährt hat. Alle vier sind echt dramatische Personen, da ihre innerste Natur in bewegter That sich uns offenbart und sie als würdige Charakterbilder in der Tiefe unserer Seele anklingen. Auch braucht der Fall des Helden nicht immer Folge einer Schuld zu sein, er kann durch die Ungunst der äußern Verhältnisse bedingt sein, denen der Edle zum Opfer fällt, wie Götz und Egmont von den Netzen der Arglist umstrickt werden, weil sie keinen Verrath des heilig gegebenen Wortes ahnen. Je nachdem aber der Held am Ende sich rettet oder, sei es in Folge des Widerstreites des Charakters und der Verhältnisse, sei es seiner Schuld wegen, fällt, unterscheidet man als zwei verschiedene Arten des Dramas Trauerspiel und Schauspiel. So ist

Wallensteins Untergang durch seine eigene Schuld bedingt, während Götz und Egmont von der herrschenden Niederträchtigkeit unterdrückt werden; doch unterscheiden sich die beiden letztgenannten Tragödien ganz wesentlich dadurch, daß in der einen der Untergang des Helden mit dem allgemeinen Siege der Arglist und dem Anbruch einer schwachen, feigen Zeit zusammenfällt, Egmont dagegen mit dem Bewußtsein in den Tod geht, daß sein Blut das Volk zum siegreichen Kampfe für die Freiheit wach rufen wird. Im Schauspiel kann der Held entweder ganz unversehrt aus dem Streit hervorgehn, wie Iphigenie, oder mit blutender Seele sich entsagungsvoll nach dem Verlust der edelsten Güter wiederfinden, wie Tasso und Eugenie. Dichterisch betrachtet dürfte keine dieser Arten an sich vor der andern den Vorzug verdienen, doch werden auf der Bühne diejenigen Dramen eine größere Wirkung üben, welche mit einer geistigen Erhebung schließen, die uns entweder im Siege des Guten, sei es bei der wirklichen Rettung, sei es durch das ahnungsvolle Erschauen einer glücklichen Zukunft, entgegentritt, oder darin, daß der Untergang uns als Fügung einer höhern Weltordnung erscheint, die das Vergehen auch an dem durch Kraft und Geist hervorragenden Helden straft.

Wie das Epos, so ist auch das Drama entweder ein heroisches oder ein bürgerliches, je nachdem der Träger der Handlung sich in bürgerlichen Lebenskreisen oder in der höhern Welt bewegt, wonach auch die Verwicklungen, in welche er geräth, meist einen durchaus verschiedenen Charakter annehmen; würdiger und bedeutender tritt freilich das erstere hervor, wogegen das letztere inniger ergreifen kann, weil die geschilderten Zustände uns näher liegen. Clavigo wirkt tief

erschütternd, da wir das schönste häusliche Glück durch die stachelnde, über jede Tugend und Sittlichkeit sich frech hinwegsetzende Ehrsucht vernichtet sehen. Und welche herrliche Seele, voll glühendster Leidenschaft, wird in Stella der Verzweiflung zum Raube!

Die Unterscheidung von geschichtlichen, sagenhaften und rein erfundenen Dramen ist in dichterischer Beziehung von keiner Bedeutung, wenn auch alle diese Arten eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden haben; müssen wir ja bei der eigentlichen Auffassung des dramatischen Kunstwerkes von der zu Grunde liegenden Geschichte und Sage ganz absehn und uns rein in die Dichtung selbst versenken, wenn nicht etwa, wie bei Festspielen, eine bestimmte äußere Wirkung bezweckt wird, z. B. die Feier einer großen Volksthat oder eines reichen segenbringenden Glückes — aber jeder derartige Zweck liegt ganz außerhalb des eigentlichen Kreises der Kunst. Der Dichter muß den geschichtlichen Stoff so gestalten, daß aus ihm das Bild seines Helden in lebhaftester Beleuchtung hervortritt, das Ganze sich zu einer entschiedenen Einheit zusammenschließt; Tadel verdient er nur, wenn der Stoff seinem Zwecke nicht entspricht, so daß er zu den bedeutendsten Veränderungen im Charakter des Helden greifen muß, oder seine Abweichungen sich als unnöthig oder gar zweckwidrig erweisen, die geschichtliche Ueberlieferung eine gleiche oder gar eine größere Wirkung sowohl an sich als im Zusammenhange des Ganzen üben würde. Alle Bedenken, welche man in dieser Beziehung gegen Goethes Götz und Egmont erhoben hat, sind unbegründet, da der Dichter die Charaktere beider treu aufgefaßt und dichterisch verklärt hat, wozu die von ihm erfundenen Abweichungen unumgänglich

nöthig waren. Als eine Abart haben wir das allegorische Drama zu betrachten, da in ihm das Hauptgewicht auf dem zu Grunde liegenden Gedanken ruht, welcher im dramatischen Gewande lieblich entfaltet hervortritt. Je mehr ein solches Drama eine fortlaufende, für sich verständliche Handlung, Gestalten von Fleisch und Blut, keine Gliedermänner und leblose Gedankenschemen darstellt, um so höher steht es in dichterischer und dramatischer Hinsicht. Als musterhaft kann Goethes Pandora, größtentheils auch Epimenides' Erwachen gelten.

Wenden wir uns von der Tragödie zur Komödie, so bieten alle in leeren, eitlen, thörichten und tollen Bestrebungen befangene Personen derselben ein willkommenes Feld, insofern diese sich recht charakteristisch hervorthun, mögen sie nun ohne wesentliche Einbuße zur Einsicht und Besserung gelangen oder durch Schaden gewitzigt oder durch Enthüllung ihres albernen Treibens gestraft werden. So kommen der eifersüchtige Eridon, die spröde Elmire und das eigensinnige Schweizermädchen in der Laune des Verliebten, Erwin und Elmire, Jery und Bätely zur Einsicht; im Großcophta wird die tolle Ehrsucht des verblendeten Domherrn gestraft. Auch Thorheiten der Zeit kann der Dichter in einem neckischen Spiegelgebilde zeigen, wie die verrückte Gefühlsschwärmerei im Triumph der Empfindsamkeit, die durch den Schwindel der Freiheitsbegeisterung hervorgerufene Aufsätzigkeit in den Aufgeregten. Eine niedere Art der Komödie ist diejenige, die uns eine bestimmte Lehre eindringlich zu Gemüthe führen will, wie sich in den Mitschuldigen die Mahnung, freilich herbe genug, ausspricht, nicht gegen andere den Stein zu erheben, wir im Pater Brey und Satyros gewarnt werden, vor solchen

Lumpen auf der Hut zu sein. So zeigt auch Lila, wie die Heilung derjenigen zu bewirken, die durch schreckhafte Einbildung in Irrsinn versunken sind. Noch weniger können tolle Possenspiele, wie der Bürgergeneral, der uns den durchtriebenen Barbier Schnaps in einer ganz neuen Situation zeigt, wie er den neumodischen Jacobinismus ausbeutet, Szenen aus dem Leben, wie das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, oder launige Verspottungen einzelner Personen, wie der Prolog zu Bahrdt, auf hohen dichterischen Werth Anspruch machen, wie belustigend auch ein glücklicher Humor darin spielen mag.

Die dramatische Form bedingt die lebendigste Vergegenwärtigung der auftretenden Personen, die wir unmittelbar handelnd vor uns sehn sollen. Charaktere und Handlungen müssen in innigster Wechselwirkung stehn, so daß diese aus jenen fließen, jene in diesen ihr eigenstes Wesen spiegeln. Die Handlung kann entweder äußerlich bewegt sein, durch mancherlei drängende Umstände in raschen Wellenschlägen getrieben werden, oder sie verläuft mehr im Innern der Seele, so daß die Darstellung des Seelenkampfes ihr eigentlicher Inhalt ist. Freilich wird im erstern Falle, wo eine breitere Welt sich vor uns aufthut, die Wirkung auf der Bühne bei weitem bedeutender sein, da wir hier mächtiger und vielseitiger aufgeregt und in spannendere Furcht versetzt werden, aber an wirklich dichterischer Wirkung dürfte die andere kaum zurückstehn. Aller Mittel sprachlicher Darstellung darf sich der Dramatiker unbedenklich bedienen; so sind ihm lyrische Ergüsse der handelnden Personen gestattet, insofern diese dadurch ihr Inneres lebhaft aussprechen: nicht weniger darf er sich der Erzählungsform bedienen, wo einzelne zur Handlung oder zur

Kennzeichnung der Personen unentbehrliche Darstellungen sich nicht der eigentlichen dramatischen Handlung einfügen lassen; doch wird er hierzu nur da greifen, wo ihn die Nothwendigkeit zwingt, und der dramatische Charakter des Ganzen ist überall möglichst zu wahren. Die Alten ließen die Handlung von einem lyrischen, das durch die vorhergegangene Handlung angeregte Gefühl gleichsam spiegelnden und festhaltenden Chor begleiten, den die Neuern bei der größern Breite, welche sie der Handlung geben, meist fallen lassen, doch ein mäßiger Gebrauch widerspricht keineswegs der dramatischen Kunst selbst, die uns gerade in die lebendigste Anschauung und Erfassung hineinversetzen soll. Wir gedachten oben des allegorischen Dramas; aber auch im gewöhnlichen Drama kann sich der Dichter einzelner allegorischen Darstellungen bedienen, wo es gilt, ideelle Bestrebungen in einem weit entwickelten, sinnlich belebten Bilde zu verkörpern oder ganze Weltkreise uns zu vergegenwärtigen, wovon uns Fausts zweiter Theil das glänzendste Beispiel bietet. Die Frage, inwiefern das Drama die prosaische Form gestatte, dürfte dahin zu entscheiden sein, daß diese nicht durchaus auszuschließen; manche Darstellungen würden durch metrische Form ganz ins Unnatürliche fallen, wie wir uns kaum den Götz und Clavigo in Versen denken können, dagegen geschähe der höhern Tragödie durch die prosaische Form entschiedener Eintrag. Im Faust finden sich ein paar prosaische Szenen, in welchen der Dichter durch diese Form gerade einen lebendigern Eindruck bezweckt. Shakespeare hat häufig einzelne Szenen, nicht bloß solche, in denen gewöhnliche Leute auftreten, abstechend von der sonstigen metrischen Form, in Prosa gefaßt.

Eine ganz eigenthümliche dramatische Form haben wir in

der Oper, welche der sprachlichen Darstellung durch die Tonkunst ihre eigentliche Ausführung gibt, weshalb sie, wie Goethe sich in einem Briefe an Zelter ausdrückt, ein Karton, kein fertiges Bild sein darf. Eine genaue Entwicklung der allmählich fortschreitenden, aus dem Zusammenwirken der Charaktere und der äußern Verhältnisse fließenden Handlung liegt außerhalb des eigentlichen Kreises der Oper, die vielmehr eine Reihe allgemein gehaltener, durch die Musik zu belebender und gleichsam ins Licht zu setzender Bilder vorführt. Der Operndichter muß seine dichterische Kraft zurückhalten, sich dem Tonsetzer ganz unterordnen, dessen Bedürfnissen und Forderungen er vor allem Rechnung zu tragen hat. Dies wird aber gerade der wahre Dichter am wenigsten vermögen; er wird sich in den ihm gezogenen Grenzen beengt fühlen, und wie sehr er sich auch zu fügen versucht, doch nicht im Stande sein, sich ganz nach dem Wunsche des Tonsetzers zu beschränken; er wird diesem eine zu volle, nicht zu bewältigende Masse bieten, wie es sich gerade bei Goethe zeigt, dessen Behauptung, die reine Opernform sei vielleicht die günstigste aller dramatischen, nur insofern für wahr gelten kann, als die reichern Mittel, welche diese in Anwendung bringt, die Empfindung sinnlicher zu erregen vermögen. Daß aber die Mittel der Oper wirklich reicher seien, könnte man bezweifeln, da ja der Dichter seine eigentliche Kraft zurückhalten muß, sie höchstens halb anwenden kann. Günstiger für diesen erweist sich das Singspiel, das eine weitere Entwicklung der Handlung und der Charaktere gestattet und nur an einzelnen bedeutenden Stellen die Musik zu Hülfe ruft; doch möchte diese Halbgattung nur bei leichtern Stoffen sich empfehlen. Das Melodrama entspricht wenig der ernsten Würde der tragischen Muse, nur

ein Drama mit einem singenden Chore nach Art der Alten könnte bei glücklicher Ausführung als reine Kunstform anerkannt werden.

2.

Die Lust, alles Bedeutende zu dramatisiren, es in Szene zu setzen, sei es nun in Form eines Ansichten und Gesinnungen entfaltenden Gesprächs, sei es in bewegter Handlung, regte sich bei Goethe bereits in den frühesten Jahren; war sie ja der eigentlich dichterische Drang, der zu klarer Vergegenwärtigung und sinnlichster Anschaulichkeit treibt, die Gestaltung der Vorstellung zu einem belebten Bilde bewirkt. Bedeutendste Nahrung gewann jener dramatische Trieb durch das dem vierjährigen Knaben geschenkte Puppenspiel, welches ihn bald zu eigener selbständiger Leitung anregte, durch das Lesen vieler dramatischen Stücke, von denen einzelne von ihm und seinen Altersgenossen auf einer Privatbühne zur Aufführung kamen, besonders aber durch den sehr frühen und häufigen Besuch des damals abwechselnd französische und deutsche Stücke bringenden Theaters seiner Vaterstadt. So ließ es denn den elfjährigen Knaben nicht ruhen, bis er selbst nach Art der beliebten Märchenspiele im Geschmack von Piron ein eigenes französisches Stück zusammengebracht, worin es „weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte". Freilich hatte hieran die Nachahmungssucht gleich großen Antheil wie die Lust des Dramatisirens. Schon in Frankfurt brachte er, durch Klopstocks Salomo angeregt, ein biblisches Trauerspiel,

Belsazar, in welchem er sich neben dem Alexandriner der fünffüßigen Jamben bediente, bis zum fünften Akte. Lebhaft angeregt fühlte sich der junge, altkluge leipziger Student (1765—1768) durch das damals gerade in seiner höchsten Blüte stehende dortige Theater. Aber konnten auch die zu jener Zeit sich hervorthuenden deutschen Stücke, unter ihnen vor allen Lessings Minna von Barnhelm, worin er selbst auf einer Privatbühne auftrat, einer bedeutenden Wirkung nicht verfehlen, so war doch sein ganzes Wesen damals noch zu wenig entwickelt, als daß seine Seele ihn zu einer wahrhaft freien dichterischen Gestaltung zu treiben vermocht hätte. Wie in seinen lyrischen Gedichten, so fügte er sich auch im Drama der herrschenden Form, und so finden wir ihn eifrig mit Uebersetzung und Nachbildung französischer Stücke beschäftigt, wie auch mit selbständigen Versuchen in diesem Geschmack. Von den erstern ist ein Bruchstück einer Bearbeitung von Corneilles Lügner erhalten; ein vortreffliches Muster der letztern sind die durch Gewandtheit und Sicherheit in Entwurf, Charakteristik und Ausführung sich auszeichnenden Mitschuldigen. Manche andere Stücke, die daneben hergingen, kamen nicht zur Vollendung. Ein Ausfluß seiner eigenen Seele war das Schäferspiel die Laune des Verliebten, welches sich gleichfalls der überlieferten Form, aber mit schönstem Geschick und eigenster Empfindung bediente, um seine Reue über die Eifersüchteleien darzustellen, womit er die nun von ihm abgewandte Geliebte gequält hatte. Von Leipzig krank zurückgekehrt, arbeitete er seine Mitschuldigen ganz um und versuchte sich an andern Stoffen, doch vollendete er keinen dieser Versuche. Ehe er Frankfurt verließ, verbrannte er, im sichern Gefühl, daß eine neue Zeit für ihn anbreche, alle seine frühern

Versuche, nur die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten entgingen dem Feuer.

Erst in Straßburg sollte Goethes Seele, besonders unter Herders und Shakespeares Einfluß, zu frischem, freiem Leben sich entfalten, um bald zu Dichtungen sich begeistert zu fühlen, welche aus seinem Herzen und echt deutschem Gefühle flossen. Er schrieb hier eine lustige Oper Mondo alla riversa (die verkehrte Welt), die wohl in einem Utopien spielte. Auch an einem Julius Cäsar versuchte er sich einen Augenblick. Das Bild des treuherzigen, in den Netzen der Arglist fallenden Götz entwarf er gleich nach seiner Rückkehr zur Vaterstadt, Ende 1771, in der von Shakespeare überkommenen freiern Form, doch erhielt das Stück darauf wesentliche Veränderungen. Den folgenden Frühling trug er sich mit dem Gedanken, das Leben und den Tod des Sokrates, dieses „philosophischen Heldengeistes", zu dramatisiren. In Wetzlar fehlte dem ganz in den Griechen und seiner Liebe lebenden Dichter die Ruhe zu dramatischer Gestaltung, doch ahnte er, daß einst „Schönheit und Größe sich mehr in sein Gefühl weben, er Gutes und Schönes thun, reden und schreiben werde, ohne daß er wisse, warum". Von eigener Art ist das Concerto drammatico, das er zu Frankfurt im Januar 1773 als launige Antwort auf einen Gesammtbrief der darmstädter Freunde schrieb. Gleich darauf arbeitete er den Götz um. Der hohe Beifall, den dieser fand, trieb ihn zur Dichtung eines für die Aufführung bestimmten Dramas, „damit die Kerls sehen, daß nur an mir liegt, Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen", wie er den 15. September 1773 an Lottens Gatten schreibt. Wir wissen nicht, welchen Stoff er damals im Sinne hatte.

Zwei Monate früher hatte er gemeldet, daß er seine Situation zu Lotten „zum Trutz Gottes und der Menschen" als Schauspiel bearbeiten wolle, wozu er aber später die Romanform wählte. Auch war er mit Dramatisirung von Mahomets Ende beschäftigt, doch fehlte ihm die zur Ausführung nöthige Ruhe. Rasch warf er vor dem Herbste 1773 sein gewaltiges Drama von dem Menschenbilder Prometheus hin, ein Drama in der Weise, wie er damals die beiden Akte, vielmehr Szenen, des Künstlers Erdenwallen schrieb, mochte ihm auch eine Fortführung der Sage vorschweben. Im November schrieb er von einem neuen Drama: „Der Torus ist angelegt; nun nur noch Flamme und Windstoß; aber das hängt von den Göttern ab." Wahrscheinlich schwebte ihm schon damals Egmont vor. Unter den lustigen Dingen, die ihm zur Zeit gelangen, war auch das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. „Ich bin auch zeither fleißig gewest", schreibt Goethe Weihnachten 1773, „hab' viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig, auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber studirt. Obiges Lustspiel ist ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont unserer Akteurs und unserer Bühne gearbeitet. Und doch sagen die Leute, es wären Stellen drin, die sie nicht prästiren würden. Dafür kann ich nachher nicht." Das hier gemeinte Lustspiel ist Erwin und Elmire; er dichtete es nach Goldsmiths Ballade von Edwin und Angelina. So wenig als Mahomet, wollte sein Julius Cäsar zu Stande kommen, dagegen gelang ihm Pater Brey und der derbe Satyros. In Clavigo lieferte er im Mai 1774 ein treffliches Theaterstück. Aus dem fast vollendeten Singspiel Erwin und Elmire las er auf der

Rheinreise im Sommer 1774. Auf dieser schrieb er auch das Drama des Künstlers Vergötterung, nur eine Szene, als Gegenstück zu des Künstlers Erdewallen. In den Herbst fällt der größte Theil der alten Szenen des Faust mit Einschluß der Gretchentragödie. Erwin und Elmire wurden im Januar 1775 neu bearbeitet. Auch Claudine von Villabella lag ihm damals schon im Sinne. Stella „ein Schauspiel für Liebende", wobei Swifts Liebesabenteuer vorschwebten, floß aus seinem von glühendster Liebe zu Lili ergriffenen Herzen. Am 6. März meldete er einer Freundin, er habe an diesem Tage eine Szene gedichtet; schriebe er nicht Dramen, so ginge er zu Grunde. Auch Claudine ward vollendet, worin, wie Goethe an Herder schrieb „gut gefühlte Natur neben scheuslichem locus communis zu sehn". Nach der Rückkehr von der Schweizerreise, auf welcher er von seiner Liebe zu genesen vergebens gehofft hatte, beschäftigte ihn zunächst wieder Faust, dann aber ergriff ihn während der gespannten Tage, als er die Ankunft des Wagens erwartete, der ihn nach Weimar bringen sollte, der schon längst ihm im Sinne liegende Stoff des Egmont so gewaltig, daß er das Stück voll leidenschaftlicher Bewegung in kurzer Zeit fast zu Ende führte.

In Weimar trieb ihn die innige Neigung zu Frau von Stein zu dem tiefempfundenen kleinen Schauspiel die Geschwister, welches er sogleich auf dem herzoglichen Privattheater Ende Oktober 1776 zur Aufführung brachte; dagegen hatte er ein schon in diesem Sommer gehegtes Drama der Falke, nach einer Novelle Boccaccios, nicht zu Ende bringen können. Er hatte hier „seine verklungenen Leiden wieder als Drama verkehren" wollen; seine Heldin Giovanna sollte viel von Lili

haben, aber Frau von Stein sollte ihm auch erlauben, „einige Tropfen ihres Wesens drein zu gießen, nur so viel es brauche, um zu tingiren". Das herzogliche Liebhabertheater, an welchem Goethe als Dichter, Schauspieler und Leiter den bedeutendsten Antheil nahm, veranlaßte die zur Feier des Geburtstages der Herzogin bestimmten Dichtungen von Lila und dem Triumph der Empfindsamkeit, wie auch andere dramatische Spiele, in welchen er seine leichte Gewandtheit und seinen glücklichen Humor bewährte. Zu wahrhaft dichterischer Höhe schwang er sich in seiner Iphigenie auf, diesem Hohenliede reiner Weiblichkeit, in welchem sein Drang nach klassischer Einfachheit und klarer, fester Gestaltung sich zuerst erfüllte. Die erste Aufführung des in Prosa geschriebenen Stückes im April 1779 übte, wie Goethe zu höchster Freude bemerkte, eine ganz gute Wirkung auf reine Menschen. Eine Frucht der Schweizerreise war im Spätherbste das zur Eröffnung des neugebauten Theaters bestimmte Singspiel Jery und Bätely, das aber erst später zur Aufführung kam, da Goethes Freund Kayser mit der musikalischen Komposition zurückblieb. Wenige Monate darauf, Ende März 1780, fühlte Goethe sich zur Dichtung des Tasso gedrängt, von dem er aber, in längern Zwischenräumen, bis zum Mai 1781 nur die beiden ersten Akte vollenden konnte. Andere dramatische Arbeiten drängten sich zwischen dieses aus seinem tiefsten Herzen quellende Stück, dessen Entwicklung zu beängstigend wirkte, als daß er es zu vollenden vermocht hätte. Im Juli 1780 hatte er den zur Aufführung bestimmten ersten Akt des aristophanischen Neckspiels die Vögel nothgedrungen zu Stande gebracht. Den echt tragischen Stoff des Elpenor, der ihm im Sommer 1781 aufging, konnte er nur bis zum zweiten Akte führen. Im April

1782 brachte er endlich Egmont, der ihn so lange gequält hatte, fast zum Abschluß. Da ihm darauf die Sammlung zu jeder ernstern Thätigkeit fehlte, konnte ihm nur Leichteres gelingen. Im Sommer 1782 schrieb er das Singspiel die Fischerin, das, auf dem natürlichen Schauplatz an der Ilm aufgeführt, eine schöne Wirkung hervorbrachte. Zwei Jahre später dichtete er für Freund Kayser das Singspiel Scherz, List und Rache; doch sah er bald, daß er dabei die Poesie der Musik zu wenig untergeordnet hatte, was er in andern Stücken vermeiden wollte, da er wünschte, dem Freunde auf der Bühne Namen und Verdienst zu schaffen, doch seine begonnenen ungleichen Hausgenossen kamen nicht zur Vollendung.

Die im Jahre 1786 mit dem Buchhändler Göschen verabredete erste Ausgabe seiner Werke führte den Dichter zur genauesten Durchsicht seiner gedruckten und ungedruckten Stücke. Vor der karlsbader Reise ward Götz durchgenommen, der gar wenige, unbedeutende Aenderungen erfuhr. Auch die andern Stücke sollten, wie sie da lagen, zum Abdruck gelangen, aber davon kam er bald zurück, sein Geist trieb ihn zu wiederholter Bearbeitung und Vollendung des Begonnenen. Vor allem lag ihm Iphigenie am Herzen, deren Umschrift in Jamben, nachdem Herder ihm das Ohr für den wahren, sophokleischen Vers gereinigt hatte, er zu Rom gleich am Anfange des Jahres 1787 vollendete, obgleich er damals die Lust am Theater verloren hatte; noch in Neapel meinte er, dafür sei er zu alt. Eine Iphigenie in Delphi auszuführen, die ihm auf dem Wege von Cento nach Bologna aufgegangen war, hinderte ihn, außer so manchem zerstreuenden Andrang, die Sorge für die übrigen Stücke, von denen er zunächst den Tasso angriff. Die beiden prosaischen

Akte nahm er nach Neapel und Sizilien mit. Allein gelang ihm auch während der Seefahrt der Entwurf des Planes, so ergriff ihn doch auf Sizilien, wo ihm die Odyssee zu lebendigem Worte wurde, ein darauf beruhender, schon in den Apeninnen ihm aufgegangener hochtragischer Stoff, die Liebe der Nausikaa zu dem herrlichen Fremden, so gewaltig, daß er gleich einige Szenen entwerfen und ausführen mußte. Nach Rom zurückgekehrt, bearbeitete er den Egmont und die Singspiele, bei deren Umdichtung ihm die italienischen zum Muster dienten, bildete sich aus der Halsbandgeschichte den Stoff zu einer komischen Oper, machte den Plan zum Faust und brachte den des Tasso ganz in Ordnung. Letzterer begleitete ihn auf der Rückreise, doch erst im Sommer 1789 konnte er ihn ganz zu Ende führen. Die Neudichtung von Künstlers Apotheose war ihm schon fast ein Jahr früher gelungen. Die Anwesenheit des Kapellmeisters Reichardt zu Weimar, der seine Claudine gesetzt hatte, brachte ihn wieder auf die Halsbandgeschichte, doch gerieth die begonnene Oper bald ins Stocken, da kein recht heiterer Geist darüber walten wollte. Die ungleichen Hausgenossen nahm er wieder auf, ließ sie aber bald liegen. Faust wurde vorgenommen, neu bearbeitet, bedeutende Szenen eingefügt, blieb aber Bruchstück, da er weder das Stück zu vollenden noch die Lücken vollständig auszufüllen vermochte.

Die Uebernahme des Hoftheaters im Frühjahrs 1791 brachte den Dichter wieder in nähere Verbindung mit der Bühne. Zunächst sah er sich veranlaßt, den Stoff der Halsbandgeschichte als Lustspiel in seinem Großcophta zu bearbeiten, der auf dem Weimarischen Theater seine Wirkung nicht verfehlte, aber sonst fast allgemein abstoßend wirkte. Besonderes Glück hatte

auf der Bühne die in acht Tagen geschriebene Posse der Bürgergeneral. Egmont, auf den Goethe so große Hoffnung gesetzt hatte, wollte damals auf dem Theater keine Wirkung üben. Eine in Nachahmung von Holbergs politischem Kannengießer versuchte Verspottung der in Folge der Freiheitsideen sich verbreitenden Aufsätzigkeit in dem Lustspiele die Aufgeregten kam nicht ganz zur Vollendung. Den Text einer Anzahl italienischer und französischer Opern ließ Goethe bearbeiten und umschreiben. Hatte ihn auch das große Talent der jungen Schauspielerin Christiane Neumann, seiner Euphrosyne, beim Theater festgehalten, sein lebhafterer dichterischer Antheil an der Bühne begann erst in demselben Jahre 1794, wo die Verbindung mit Schiller ihn frisch belebte. Mozarts Zauberflöte, welche in diesem Jahre gegeben wurde, erregte den Plan eines zweiten Theiles. Von einem gefesselten Prometheus in antikem Sinne kam 1797 der erste Monolog und ein Chor der Nereiden zu Stande. Vielleicht fällt auch schon in diese Zeit der Gedanke an ein ernsthaftes Singspiel die Danaiden, worin Hermione aus der Masse des Chors als Gegensatz hervortreten sollte; er hatte es sich als Schluß der Schutzflehenden des Aeschylos gedacht. Auch an Faust ward einiges gearbeitet, doch stand die dramatische Dichtung diese Zeit hinter der epischen zurück, woneben Goethe freilich dem Theater und den großartigen Dichtungen seines Freundes den lebhaftesten Antheil zuwandte. Sein eigener Egmont hatte in Schillers Bearbeitung schon 1796 die Bühne betreten und durch Ifflands Darstellung der Hauptrolle bedeutenden Erfolg gehabt. Die großartige theatralische Wirkung von Schillers Lager und den beiden Stücken des Wallenstein und des Freundes Uebersiedlung nach Weimar

befeuerten die Theilnahme an der herzoglichen Bühne, die um diese Zeit auch ein anständigeres Aeußeres gewonnen hatte. Die Freunde wetteiferten zunächst in dem Bestreben, einen tüchtigen Vorrath auf der Bühne wirksamer Stücke sich zu verschaffen, wobei sie auch auf ausländische Rücksicht nahmen; ja die sogenannte klassische Bühne der Franzosen sollte, trotz ihres rednerischen Pathos, nicht fehlen, da auch sie auf die Bildung der Schauspieler und Zuhörer förderlich wirken müsse; selbst die Maskendarstellung des griechischen und römischen Theaters ward versucht. Goethe übersetzte den Mahomet und Tancred; den letztern hatte er mit Chören auszustatten gedacht, was aber unterblieb, da er die Uebersetzung unerwartet rasch für das berliner Theater liefern mußte. Zum Geburtstage der Herzogin Mutter kam sein Maskenspiel Paläophron und Neoterpe zur Aufführung. Gleichzeitig mit diesen bis zum Ende des scheidenden Jahrhunderts reichenden Bestrebungen fällt die Beschäftigung mit Faust, besonders mit dessen antiker Helena.

Ein neuer, seine tiefste Seele ergreifender Stoff war ihm schon Ende 1799 aufgegangen: die durch die Memoiren der Stephanie Luise von Bourbon-Conti angeregte natürliche Tochter, in welcher er den ungeheuren Stoff der französischen Umwälzung in sich zu bewältigen gedachte. Der erste Akt wurde gegen Ende 1801 geschrieben, das ganze erste Stück aber erst 1803 vollendet und nicht ohne Beifall aufgeführt. Von den beiden folgenden Stücken dieser Trilogie lag das Schema vor, ohne daß Goethe zur Ausführung Muth und Lust gefunden hätte; manchmal fühlte er sich versucht, das Ganze zu einem einzigen Bühnenstücke zu gestalten, aber auch hier schreckten ihn

die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Aufgabe zurück, besonders die Darstellung der Umwälzung in den sich hart bekämpfenden Parteien. Noch vor die Vollendung der natürlichen Tochter fällt das zur Eröffnung des Theaters zu Lauchstedt gedichtete Vorspiel Was wir wollen, das er im Juni 1802 in acht Tagen schrieb. Schwieriger ward ihm die unglückliche Bühnenbearbeitung des Götz, die er gleich nach dem Vorspiel begann, aber nach manchen Unterbrechungen erst im folgenden Sommer beenden und im September zur Aufführung bringen konnte. Die Laune des Verliebten betrat im März 1805 die Bühne; aber zwei Monate später zerriß die Hand des Todes das herrliche Verhältniß zu Schiller und vereitelte so manche schöne Vorsätze. Die augenblickliche Absicht, den vom Freunde begonnenen Demetrius zu vollenden, konnte er nicht durchsetzen, da das Stück ihn zu schmerzlich an seinen ungeheuren Verlust erinnerte; erst im August feierte er zu Lauchstedt mit der dramatischen Aufführung des Liedes von der Glocke und dem herrlichen Epilog das Andenken des früh heimgegangenen Genossen. Seine Stella betrat im folgenden Januar in Schillers Bearbeitung und mit verändertem Schlusse die Bühne, 1807 ohne sein Zuthun, aber unerwartet mit ungeheurem Beifall Tasso. Die Wiedervereinigung der fürstlichen Familie zu Weimar im September 1807 feierte der Dichter durch ein eigenes auf die wahre, im thätigen Zusammenwirken aller beruhende Vaterlandsliebe deutendes Vorspiel. Unterdessen hatte er bereits 1806 wieder einen sein Innerstes tief berührenden Stoff in der allegorischen Darstellung von Pandoras Wiederkunft gefunden, von welcher er nur den ersten Theil (im Juni 1808) auszuführen vermochte. Für die neue Ausgabe seiner Werke hatte er den ersten Theil des Faust ver-

vollständigt, der jetzt zum erstenmal bedeutende Wirkung übte. Auch ein christliches Trauerspiel, von welchem nur weniges sich erhalten, hatte er, wahrscheinlich durch Calderon angeregt, sich vorgesetzt, wozu er das Schema im September 1807 entwarf. Vgl. unten S. 24.

Der weimarischen Bühne blieb auch während des folgenden Jahrzehnts, des siebenten seines Lebens, trotz einzelner Irrungen, sein lebhaftes Streben zugewandt, wenn gleich der innere Trieb zu eigenen dramatischen Dichtungen nur von Zeit zu Zeit sich regte. Im Januar 1812 betrat Shakespeares Romeo und Julie in seiner das Stück bedeutend umgestaltenden Bearbeitung die Bühne, und hatte sich in Weimar einer nicht ungünstigen Aufnahme zu erfreuen, während die leidenschaftlichen Shakespeareverehrer darin eine arge Versündigung gegen ihren Meister fanden. Das einaktige Lustspiel die Wette, das er auf Verlangen der Kaiserin von Oestreich zu Teplitz Ende Juli 1812 in zwei Tagen fertig lieferte und gleich zur Aufführung brachte, trägt die Spuren seiner Eilfertigkeit und seines Mangels an Sammlung, legt aber ein überraschendes Zeugniß von seiner fortdauernden Gewandtheit im Entwerfen und Ausführen ab. Die ihn längere Zeit beschäftigende Oper der Löwenstuhl, gegründet auf die später in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelte Sage, gerieth 1813 ins Stocken, dagegen entwarf er im folgenden Jahre das Vorspiel für Halle, welches Riemer ausführte, als Goethe auf den Wunsch der Generaldirektion des berliner Theaters das vaterländische Festspiel des Epimenides Erwachen dichtete, dessen Aufführung sich leider bis nach dem Wiederaufstehen des Welteroberers verzögerte, dessen Sturz es hatte feiern sollen. In dasselbe

Jahr 1815 gehört seine Umgestaltung des von Peucer zur Feier Ifflands geschriebenen *Nachspiels zu den Hagestolzen*. 1816 ward eine orientalische Oper entworfen, deren Zustandekommen, wie Goethe meinte, nur der Mangel eines ihm zur Seite lebenden Tonsetzers und eines großen, weiten Zuschauerkreises hinderte. Am Anfange des folgenden Jahres bearbeitete er den *Schutzgeist* und *die Bestohlenen* von Kotzebue für die Bühne, zog sich aber bald darauf in Folge des vom Herzog im Widerspruch mit ihm gestatteten Auftretens eines dressierten Pudels in einem französischen, von Castelli bearbeiteten Zugstücke von der Leitung der Hofbühne zurück. Vier Jahre später konnte er sich dem ehrenvollen Auftrage nicht entziehen, den Prolog zur Eröffnung des neuerbauten berliner Schauspielhauses zu dichten. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigte ihn die Vollendung des zweiten Theils des *Faust*, an dessen vollständige Darstellung auf der Bühne er nicht denken mochte. Hätte ihn eine äußerliche Veranlassung getrieben, so würde er auch jetzt noch einzelnes für die Bühne geliefert haben; manche früher gefaßte Pläne lagen ihm im Sinne, und es fehlte nicht an Augenblicken, wo neue Stoffe ihn anregten. Im Januar 1828 schrieb er eine Einleitung zu seinem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung", das ein Meistersinger auf der berliner Bühne vor Deinhardsteins beliebtem Stücke „Hans Sachs" vortragen sollte. Noch im Oktober 1828 entwarf er in einem Gespräche über Rossinis *Moses* eine wirkungsvollere Oper in den Hauptzügen und im folgenden Februar äußerte er gegen Eckermann, wenn das Schauspielerpaar Genast in Weimar bliebe, würde er gleich zwei einaktige ihm vollständig gegenwärtige Stücke in Prosa schreiben, eines von der heitersten Art und mit einer Hochzeit

endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückblieben; das letztere stamme noch aus Schillers Zeit, der auf seinen Antrieb eine Szene davon geschrieben. Faust ward kurz vor seinem letzten Geburtstage vollendet, aber noch zwei Monate vor seinem Tode wollte er einzelnes darin weiter ausführen. So wirkte der dramatische Trieb bis zum höchsten Greisenalter des Dichters fort.

3.

Goethes Bedeutung als dramatischer Dichter liegt vor allem in der unendlich feinen, sprechend wahren, lebendig einheitlichen Entfaltung der Charaktere. Die von ihm gezeichneten Bilder entwickeln sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem in der Einbildungskraft empfangenen Keime zu reiner, selbständiger Gestalt; wie im Mutterschoße ruhen sie oft Jahre lang in seiner Seele, bis sie endlich als wirkliche Gestalten aus ihm hervortreten. Pflegte er ja sein Dichten als ein Reden mit Geistern, als ein Entbinden derselben zu bezeichnen. Wenn Schillers Gestalten aus dem allgemeinen Begriffe gezogen und durch das Nachdenken durchgegangen sind, so erscheinen die goetheschen als die reinen Spiegelbilder dessen, was er in tiefer Seele geschaut und mit der ganzen Kraft schöpferischer Vorstellung ergriffen hat. Die überlieferten Bilder der Sage und Geschichte wehten ihn mit befruchtendem Hauche an und senkten einen geistigen Lebenskeim in seine Seele, der mit ureigenem Triebe nach lebendiger Entwicklung drängte. Daher sind seine Hauptcharaktere

so aus dem Ganzen geschaffen, so in sich selbst übereinstimmend, so voll ausgebildet und abgerundet, daß sie wie frisches Leben uns ansprechen; sie bilden das Herz der Dichtung, von welcher ihr ganzes Leben ausgeht. Wenn man neuerdings sich zu der Behauptung verirrt hat, Goethe sei es in Iphigenie nicht um die Darstellung der heiligreinen Priesterin zu thun gewesen, sondern die Schilderung seines eigenen Seelensturmes in Orest habe ihn ursprünglich angezogen, so gehört dies zu den vielen Träumereien, durch welche man den Dichter entstellt hat. Die Gestalten aber, die seine Seele besonders trafen und dichterisch begeisterten, waren nicht, wie meist bei Schiller, starke, leidenschaftlich handelnde, mächtig in die Welt dringende, ihren Willen durch eine wirkungsreiche That durchsetzende, sondern edle, gemüthvolle, in ihrem Herzen das höchste Glück findende Menschen, die aus den bittern Kämpfen, in welche sie der Drang der Verhältnisse gestoßen, sich durch ihren höhern Sinn retten oder in Folge ihres Edelmuthes zu Grunde gehen: Iphigenie, Tasso, Eugenie, Stella, Faust, Götz, Egmont. Die Männer großartiger äußerer That, heroische Charaktere, lagen dem Dichter zu fern, als daß sie ihn nachhaltig zu begeistern vermocht hätten, wenn er auch freilich wohl im Stande war, solche im Drama geforderte Gestalten treffend auszustatten: sein Götz selbst findet sich im Falle der Nothwehr, da er kein Unrecht leiden kann, sein Egmont beschwichtigt die Aufständigen; seinen Julius Cäsar hat er ebenso wenig als Mahomet und Sokrates vollendet, und er würde ihn gleichfalls als Opfer seines Edelmuthes haben fallen lassen. In Faust entwickelt sich die Thatkraft erst spät, da dieser alle menschliche Wirksamkeit erfahren soll, und das Höchste, was ihm auf Erden zu Theil werden kann, die entschiedene Thätig-

keit zu allgemeiner Wohlfahrt geht ihm erst zu allerletzt auf; Prometheus ist nur ein seinen Gedanken durchsetzender Künstler. Goethe selbst konnte sich nur einer ruhigen Thätigkeit widmen, deren sichern Erfolg er vor sich sah; jedes gewaltsame Wirken, jedes leidenschaftliche Bekämpfen des Bestehenden, jeder Umsturz war seiner Seele zuwider, und er konnte solchen nur nebensächlich, wie im Egmont, aber freilich dann auch mit der vollsten dramatischen Lebhaftigkeit, darstellen, doch nie ihn zum Hauptgegenstande machen; ja bei allen wirklichen Umwälzungen fühlte er sein Gemüth mehr für den Unterliegenden als für den Obsiegenden gestimmt, und so weihte er dem krampfhaften Untergange des erstern seine dichterische Theilnahme. So hatte er eine Tragödie im Sinne, welche den Untergang des römischen Heidenthums, in ähnlicher Weise wie die Braut von Korinth den des griechischen, zur Darstellung bringen sollte: der Alte widersteht dem siegreich vordringenden Christenthum und stirbt, den überkommenen Göttern treu, während Sohn und Tochter dem neuen Glauben huldigen. Wie bei den überlieferten, so ging Goethe auch bei den erfundenen Stoffen meist vom Hauptcharakter, nicht von der Handlung oder einer Idee aus; von dieser Art sind der empfindsam verrückte Prinz im Triumph der Empfindsamkeit, das eigenwillige Schweizermädchen in Jery und Bätely und Satyros. Nur selten finden wir, daß der Dichter durch eine merkwürdige oder anziehende Handlung zu dramatischer Darstellung angeregt wurde, wie bei Clavigo, dem Großcophta, Claudine, Erwin und Elmire, aber auch hier gewann die Charakterbildung bald die Oberhand, und er konnte es sich nicht versagen, ganz neue bedeutende Charaktere hinzuzudichten und diese mit besonderer

Liebe auszuführen, wie in Clavigo den Carlos, im Groß-cophta den Ritter. Diejenigen Stücke, in welchen er bestimmte Wahrheiten veranschaulichen wollte, können hier ebenso wenig in Betracht kommen als die bloß auf äußerliche Veranlassung unternommenen, wohin auch die meisten Singspiele zu rechnen sind; sie sind bloß Zeugnisse der reichen Gestaltungskraft des Dichters, der nur mit halber Seele bei ihnen weilte. Daß man neuerdings sich nicht gescheut hat, eine Anzahl seiner dramatischen Dichtungen als Bekenntnisse zu bezeichnen, beweist, wie wenig man Goethes Ansicht von der dramatischen Kunstform und das Wesen derselben erfaßt hat. Die echten Kinder seiner dramatischen Muse haben sich sämmtlich aus lebhaft erschauten Charakterbildern entwickelt. Daher konnte Goethe mit Recht von sich sagen, er habe in seinen Dramen keine Ideen dargestellt. „Ich empfing in meinem Innern Eindrücke", äußerte er gegen Eckermann, „und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden, und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen." Hierzu halte man eine andere, freilich humoristisch gefaßte Bemerkung aus dem Jahre 1782, die ihm der Aerger über Lavaters sich für dramatisch ausgebenden Pontius Pilatus auspreßte: „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so gehts hin.... In allen solchen Kompositionen muß der Verfasser wissen, was

er will, aber nirgends dogmatisiren, er muß in tausend versteckten Gestalten, niemals geradezu, andeuten und merken lassen, wo es hinaus will."

Aus dem Charakter der Hauptperson fließen von selbst nach den überlieferten Zügen oder nach eigener Erfindung die dichterische Handlung und die Nebencharaktere, die entweder aus der Handlung nothwendig hervorgehen oder als Gegenbilder in mannigfachen Abstufungen den Hauptcharakter in helleres Licht setzen. Goethes genialen Geist bewundern wir besonders hierin und in der Art, wie er sich in die verschiedensten Charaktere hineinzuversetzen, sie auf das treffendste, oft mit wenigen bedeutsamen Strichen, darzustellen, ganz aus ihrer Seele zu reden weiß. Wir hören nicht, wie oft bei Schiller, den Dichter selbst durch, sondern immer weiß er Stimme und Ton dem Charakter gemäß zu wählen, nicht in ängstlicher Berechnung, sondern aus innerer Anschauung und lebendiger Ausstrahlung des vorschwebenden Bildes. Eine Ausnahme macht nur sein Mephistopheles, welchem der Dichter oft seinen eigenen Spott über falsche Richtungen leiht.

Aber auch die glücklichste Dichterkraft bedarf der Regelung der Kunst, wie ja schon Vers und Reim nicht überall sich von selbst darbieten, sondern mit Bewußtsein geschaffen werden müssen; ohne diese wird der Geist sich leicht zu übermüthigen Ausschweifungen hinreißen lassen, welche dem reinen Eindruck des Ganzen Abbruch thun. Doch jene Regelung beruht keineswegs auf todter Anwendung einer angelernten Formel, auch sie muß aus innerer Seele und lebendiger Kunstbildung sich entwickeln. Das Gefühl für innere Form, für einheitliches Zusammenstimmen zu einer reinen Wirkung hat keinen deutschen Dichter in dem hohen Maße beseelt als Goethe, der dieses nirgends glänzender bewährt

als in Iphigenie und Tasso. Doch selbst auch in seinem ersten kühnen dramatischen Wurf begegnen wir dieser hohen künstlerischen Besonnenheit, wenn er auch freilich hier über die gewöhnlichen Schranken dramatischer Darstellung hinauszuschweifen scheint, doch nicht mehr, als es der Gegenstand nothwendig forderte, sollte anders der Held in seiner ganzen ritterlichen Größe, in seiner ganzen deutschen Treue und Redlichkeit inmitten einer versinkenden, dem Trug und der Niederträchtigkeit verfallenen Zeit zu dichterischer Klarheit gelangen.

Die Darstellung der äußern dramatischen Handlung gelingt unserm Dichter sehr wohl, doch motivirt er alles genau und entfaltet besonnen, ohne einen rasch sich bewegenden, mächtig spannenden, gewaltsam hinreißenden Verlauf sich zum Zweck zu setzen. Davon zeugen Dichtungen wie Iphigenie, Tasso, Eugenie. Ja selbst Tasso hat das Vorurtheil, er sei nicht dramatisch, bei der ersten Vorstellung durch die lebendigste, die Seele hinreißendste Wirkung auf eine Weise widerlegt, die kein beschränktes Mißurtheil aufkommen läßt. Es wäre doch sonderbar, wenn nach achtzig Jahren die Seelen so abgestumpft worden wären, daß sie nicht mehr warm und rein wie damals fühlen könnten. Die von Goethe gewählten Stoffe sind auch meist der Art, daß sie einer starken Anziehungskraft nicht bedürfen, ja ein ungestümes Drängen von Handlung würde ihnen geradezu widerstreben. Mag man also immer die Stücke Schillers, des schwungvollen, mächtig hinreißenden Dramatikers des Gedankens und der That, wirkungsvoller und großartiger finden, ein feinerer Sinn wird Goethes Dramen als reine, vollendete Kunstgebilde eines in die Tiefe der Menschheit schauenden und aus dieser seiner Anschauung heraus lebendige Gestalten schaffenden Geistes verehren.

Götz.

I. Entstehung und Aufnahme.

Während seines straßburger Aufenthaltes war Goethe, da er sich in die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte vertiefte, besonders von den auf Selbsthülfe gerichteten ritterlichen Befehdungen angezogen worden, welche durch den von Kaiser Maximilian I. endlich glücklich durchgesetzten ewigen Reichslandfrieden (1495) für rechtslos erklärt und der strengsten Verfolgung anheimgegeben worden. In dem Folianten Joh. Phil. Datts, Volumen rerum Germanicarum sive de pace imperü publica libri V (1698), hatte er den höchsten Preis des Landfriedens als ewigen Verkündigers der Unsterblichkeit des Kaisers gefunden, womit er sich keineswegs einverstanden fühlte. Erst nach der Rückkehr in seine Vaterstadt stieß der junge Dichter zufällig auf die mit einer Abhandlung von W. Friedr. Pistorius über die in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen begleitete, von Veronus Franck von Steigerwald 1731 zu Nürnberg mit Anmerkungen herausgegebene Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayſers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Ritter-Cavaliers.*) Goethes Mutter er-

*) Nach die er, die Goethe brauchte, führen wir an, nicht nach dem genauern Drucke von 1861.

zählte, ihr Sohn sei eines Tages in aufgeregter Stimmung zu ihr gekommen, und habe ihr erzählt, wie er auf der öffentlichen Bibliothek ein Buch gefunden, aus dem er ein Theaterstück dichten wolle, über das die Philister große Augen machen würden.*) Durch die Lebensbeschreibung des edlen Ritters, die von tiefem Gefühl für Recht, Wahrheit und Treue, von kräftigem Selbstvertrauen und gläubiger Unterwerfung unter Gottes Willen durchdrungen war, fühlte er sich so wunderbar ergriffen, daß er in dem gepriesenen Landfrieden nur die Ausgeburt einer schwachen, entarteten Zeit sah, welcher die Ritterlichkeit der Gesinnung ausgegangen, und die deshalb, zur Unterdrückung des auf seinem Recht bestehenden freien Rittersmannes verbündet, zu Trug und allen Mitteln übermüthiger Gewaltherrschaft ihre Zuflucht nahm. Götz selbst erschien ihm als der wahrste Träger edler Ritterlichkeit, die der arglistigen, gegen ihn verschworenen Schwäche unterliegen muß. Die von dem „getreuherzigen" Götz kurz vor seinem 1562 erfolgten Tode abgefaßte, freilich stilistisch mangelhafte Lebensbeschreibung muß auf jeden Unbefangenen den Eindruck reiner Wahrhaftigkeit machen. Finden sich auch an einzelnen Stellen kleine Irrthümer, so hat doch die neuere Forschung die Wahrheit der Hauptthatsachen nicht zu erschüttern vermocht, und noch immer steht Götz als der edle Rittersmann da, dem treuloser Verrath und Arglist die schwersten Leiden, ja den Verlust seiner ritterlichen Freihet bereitet. Die Darstellung Wilhelm Zimmer-

*) Diese Angabe, welche die Mutter 1802 dem Engländer Henry Robinson Crabb machte, scheint richtiger als ihre frühere im Briefe an Großmann vom 4. Februar 1781, er habe in einem juristischen Buche Spuren des vortrefflichen Götz gefunden, und sich deshalb die Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen lassen.

manns in seiner Geschichte des großen Bauernkrieges beruht auf einseitiger Willkür. Götz hat niemals daran gedacht, den Bauernaufstand zu seinem Zwecke auszubeuten, wider seinen Willen ist er gedrängt worden, die Hauptmannschaft zu übernehmen, und sein den Bauern gegebenes Wort hat er, wie unerträglich ihm auch ihr Treiben, wie vertragswidrig ihr Betragen, wie unwürdig seine Stellung war, treu gehalten.*) Wenn aber der jugendliche Dichter sich zur Bewunderung jener großen Zeiten ritterlicher, durch überkommene Satzungen geregelter Selbsthülfe hingerissen fühlte, so traf er hierin ganz mit dem freisinnigen, streng rechtlichen deutschen Geschichtsforscher Justus Möser zusammen, dessen hierauf bezüglicher Aufsatz Von dem Faustrecht bereits 1770 erschien. Goethe lernte diesen aber erst vier Jahre später kennen. Möser bezeichnet das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ein „Kunstwerk des höchsten Stils". Unsere Vorfahren hätten nicht gewagt, das angeborene Recht der Stärke zu unterdrücken, es nur durch Gesetze gelenkt; das Faustrecht sei das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter gewesen. Möser preist die Zeiten glücklich, wo das Faustrecht ordentlich verfaßt gewesen; er gibt ihnen an deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit vor den spätern den entschiedensten Vorzug, ja er glaubt, auf diesem mit dem allgemeinen Landfrieden eingeschlagenen Wege könne

*) Vgl. H. Zöpfl „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im Bauernkriege vom Jahre 1525, nach bisher ungedruckten Prozeßakten", meine Ausführung im „Morgenblatt" 1857 Nro. 34 und Ueberhorst in Westermanns „illustrirten Monatsheften" 1877 I, 312—319. Auch einzelne ungünstige Berichte parteiischer Zeitgenossen können seine Ehrenhaftigkeit nicht verdächtigen.

das deutsche Volk nicht zu der von der Natur ihm bestimmten Größe gelangen. Daß sich Goethe gerade für diese echtdeutsche Freiheit begeistert fühlte und er dieselbe im Götz als dem letzten Ritter auf das herrlichste feierte, kann unmöglich als zufällig gelten: beruhte diese ja auf dem tiefen Gefühl von Recht, Treue und Ritterlichkeit; für diese deutschen Tugenden, die Deutschland so groß gemacht, schlug das Herz unseres Dichters.

In Straßburg sollte er durch Herder auf den natürlichen Grund und Boden aller wahren Dichtung in der rein und klar, nicht nach künstlichen Regeln und Satzungen empfindenden Menschenbrust hingewiesen und sein Geist durch Shakespeares mächtige Naturkraft nachhaltig ausgeweitet werden. Daß dieser oft Goethe bei dem „heiligen" Bilde Shakespeares, den zu begreifen er so glücklich sei, umarmt habe, erwähnt Herder selbst zwei Jahre später. In einem kurz vor den „Götz" fallenden Vortrage über Shakespeare äußert Goethe: „Die erste Seite, die ich in Shakespeare las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehn, und Dank sei meinem erkenntlichen Genius! ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungs-

kraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich kümmern, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen. . . . Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt.“*)

So voll ergriffen von Shakespeares aller Fesseln spottender genialer Größe, fühlte sich der durch die Trennung von Friederiken aufgeregte, in Frankfurt unbehagliche und in sich versunkene Dichter im November 1771 zur Dramatisirung der Lebensbeschreibung des Götz gedrängt. Unmöglich kann er schon zu Straßburg einen Plan zum Stücke sich gebildet haben, wie er selbst in Dichtung und Wahrheit andeutet.**) Daß dort bereits ein erster Entwurf des Stückes vollendet vorgelegen, hat man aus einem zwei Jahre zu früh gesetzten Briefe schließen wollen, der die Sendung des bereits gedruckten Stückes begleitete. Schröer hat neuerdings sogar beweisen wollen, Goethe habe die Abhandlung von Pistorius (vgl. S. 28), und demnach auch die Lebensbeschreibung des Götz, spätestens in Straßburg

*) Man vergleiche hiermit die Aeußerungen in den Lehrjahren III, 11.

**) Vgl. meinen Aufsatz im Goethe-Jahrbuch I (1880), 144 ff

kennen lernen; denn in den „Ephemerides" finde sich an einer Stelle: „Unterschied von Fehde und Faustr(echt)", und dieser Unterschied sei erörtert in der Abhandlung von Pistorius. Aber nicht auch in vielen andern Schriften, ganz besonders in dem fleißig von Goethe benutzten Hauptwerke von Datt? Und wie konnte Schröer bei ruhigem Blicke übersehen, daß jene Worte dort nur die Ueberschrift bilden zur der unmittelbar darauf angeführten Aeußerung eines Ritters von Cronberg? Kurze Zeit, nachdem der Stoff des „Götz" ihn ergriffen hatte, am 28. November 1771, schrieb er an den Aktuar Salzmann, seinen innigst vertrauten straßburger Freund und Mentor: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissens lang, und es koste, was es wolle, ich stürze mich darein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe; denn es ist traurig an einem Ort zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Essorts, die in dem zerstreuten straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein

Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr, die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen, im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn ein bißchen, weil ich ihn bringe." Man fühlt, die Lebensbeschreibung des Götz hatte eben einen mächtig zündenden Funken in seine Seele geworfen, einen Funken, den nur das erste Lesen des Buches aus ihm herausschlagen, unmöglich längere Zeit oder wiederholte Lesung in ihm anfachen konnte. Und hätte Götz ihm schon zu Straßburg im Sinne gelegen, so hätte dies Salzmann unmöglich ein Geheimniß bleiben können, der sein Vertrauter in allen Lebensverhältnissen, in allem Sinnen und Trachten war. Jeder, der zu lesen und zu verstehen fähig ist, erkennt, daß der junge Dichter erst ganz kürzlich durch die Lesung der Lebensbeschreibung für den alten Götz patriotisch begeistert und zu dem Entschlusse getrieben worden, sein Andenken dramatisch zu verewigen. Es heißt der offen vorliegenden Wahrheit derb ins Gesicht schlagen und sich zu sophistischen Verdrehungen erniedrigen, wenn Schröer es für wahrscheinlich hält, Goethe habe schon vorher das Buch in Frankfurt gelesen und dort die „Conception" gefaßt, den Plan immer im Auge behalten, aber erst nach der Rückkehr sei er durch den Entschluß, diesen epischen Stoff in einer dramatischen Gestalt mit shakespearescher Freiheit zu bearbeiten, begeistert worden. Von der dichterischen Form sagt der Brief kein Wort, ja wir hören sogar, über seinen Plan, das Andenken eines der edelsten Deutschen zu retten, sei auch Shakespeare vergessen. Wenn Schröer darauf Gewicht legt, daß Goethe

sich das Buch aus Nürnberg habe kommen lassen, so übersieht er die andere wahrscheinlichere Fassung dieser Erzählung (vgl. S. 29). Daß Salzmann etwas von Götz habe wissen müssen, wenn Goethe daran in Straßburg irgend gedacht hätte, schüttelt er leichtfertig ab. Wenn er es für unmöglich hält, daß Goethe, hätte er früher von Götz nichts gewußt, den ersten Entwurf in so kurzer Zeit habe vollenden können, ist ebenso ins Blaue gesprochen, wie die Behauptung, niemand zweifle, daß Goethe schon in Straßburg an Faust gedacht. Der einzige Halt für die Annahme, Goethe habe sich schon in Straßburg mit Götz und Faust beschäftigt, bildet die spätere Lebensbeschreibung des Dichters selbst; aber daß die Zeitbestimmungen in dieser unzuverlässig sind, weiß jeder, der sehen will. In Sachen des Götz ziehe ich das deutliche Zeugniß des Goethe von 1771 dem von 1811 vor. Setzte dieser ja selbst in seinem Schema zur Lebensbeschreibung den Götz erst nach Werther, überging die Entstehungszeit des Faust völlig. Es liegt offen vor, daß Goethe nach der Rückkehr von Frankfurt durch die „Lebensbeschreibung des Herrn Götzen von Berlichingen" wie von einer wunderbaren Erscheinung ergriffen wurde (wie der erste Blick eines großen Mannes oder die wunderbare Erscheinung eines Mädchens die Seele für immer hinreißt) und er sofort sich gelobt, den so treuherzigen wie tapfern Helden, den man schmählich zu Grunde gerichtet und verleumdet habe, dichterisch zu verewigen.

Außer der eigenen Lebensbeschreibung von Götz scheint Goethe das genannte Werk von Datt und das Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus ineditum e bibliotheca Senckenbergiana (1760) in Bezug auf die Vehmgerichte benutzt zu haben. Wie das Drängen seiner mit innigster Liebe an ihm

hängenden Schwester Kornelia die Vollendung des Werkes beschleunigte, hat Goethe selbst berichtet; allein eines solchen Drängens möchte es kaum bedurft haben, wenn auch der Beifall Korneliens ihn mächtig anregte. Noch vor dem Ablauf des Jahres ward das Stück vollendet und an Salzmann gesandt, welcher es genau durchnahm, ausführliche Bemerkungen darüber machte und ihm seinen vollsten Beifall schenkte. Dieser dankte dafür schon am 3. Februar 1772.

Mit größerer Scheu hatte er den Götz an Herder gesandt, den scharfen Beurtheiler und unbarmherzigen Verspotter aller Schwächen. „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo", schrieb er diesem, „das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelte an einen Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; den ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehn muß, wenn es zum Leben eingehn soll." Herder nahm den Götz mit großer Freude

auf als eine „wahrhaft schöne Produktion", wie ein Brief an seine Braut aus dem März ihn nannte. Aber auf unverantwortliche Weise ließ er den Dichter, der unterdessen die Bekanntschaft von Herders Braut gemacht hatte, ohne irgend ein aufmunterndes oder zurechtweisendes Wort. Im Juli berichtete er seiner Braut, er schicke nun den Götz nächstens an Goethe zurück, der ihn dann wohl an Merck mittheilen werde. „Dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." In Herders noch ungedrucktem Briefe wird er das Ueberspannen shakespeareſcher Freiheit und den zeitweiligem Mangel an lebendigem Gefühl in seiner scharfen Weise dem Dichter vorgerückt haben, wodurch dieser um so weniger sich verletzt fühlte, als er Herders Wesen kannte und selbst durch das Studium von Anakreon, Theokrit und besonders Pindar sich höher herangebildet hatte, so daß ihm die vergangene Zeit eine überwundene Stufe schien. Sein Brief über den Götz, erwiderte er, sei ihm ein Trostschreiben gewesen; er selbst habe das Stück schon tiefer heruntergesetzt. Den Vorwurf, daß Shakespeare ihn ganz verdorben, habe er gleich in seiner ganzen Stärke gefühlt. „Genug es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. . . . Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug." Wie hoch aber Herder Goethes Götz hielt, sprach er in dem 1772, vor dem Erscheinen des Stücks, gedruckten Aufsatz über Shakespeare aus, an dessen Schluß es heißt: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebe, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor

seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unserer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, nnd dein edles deutsches Wirken; laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. . . . Dein Werk wird bleiben und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen: Voluit, quiescit."

Auch an seinen straßburger Genossen Lersé, der erst darauf nach Versailles ging, soll Goethe den ersten Entwurf des Götz gesandt, und dieser besonders einige gar zu freie Stellen getadelt haben, die später wirklich wegfielen; wahrscheinlich änderte Goethe auf seine Vorstellung auch die Bezeichnung des Lersen als „kleines Männlein". Wie von Lersé, wird Goethe auch von Merck, dem strengen Beurtheiler, manche Bemerkungen vernommen haben. Eben auf Mercks Treiben, der sich zum Druck des Stückes bereit erklärte, entschloß er sich im Anfange des Jahres 1773, an die Umarbeitung zu gehn. Am 12. Februar hören wir ihn an Kestner berichten: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Druck; wenns fertig ist, komm' ich, es euch vorzulesen." Daß er auch diese zweite Bearbeitung nur als eine weitere Vorübung betrachtet, die er bei einer dritten, mit größerm Fleiß und Ueberlegung anzustellenden Behandlung habe zu Grunde legen wollen, können wir Goethes späterm Berichte nicht glauben. Mit angestrengtestem Fleiße, schonungsloser Tilgung des Ungehörigen und Benutzung mancher neuen Züge aus der Lebensbeschreibung brachte er diese in wenigen Wochen zu Stande, und er durfte sich dem Glauben hingeben, daß er

seinem Stücke, über dessen Entwurf er die verschiedensten Stimmen und die eingehendsten Beurtheilungen vernommen, die höchste, ihm mögliche Vollendung verliehen habe. Unglaublich scheint seine Angabe, schon damals habe er mancherlei Vorschläge einer neuen Bearbeitung in sich bedacht und auch seinem Freunde Merck vorgelegt. Das Stück wurde in Mercks Druckerei zu Arheilgen bei Darmstadt gedruckt. Den Verlag hatte Merck übernommen, wie Goethe am 21. Juli 1773 an Kestner schreibt, den er bittet, für den Absatz Sorge zu tragen; Boie in Göttingen habe Exemplare. Da Merck nach Berlin und Petersburg gereist war, mußte der Dichter allein für die Versendung des Stückes sorgen, wozu er sich wenig geschickt fühlte.

Die Bemerkungen, welche Goethe selbst in *Wahrheit und Dichtung* über das Verhältniß der zweiten Bearbeitung zum Entwurf macht, bedürfen wesentlicher Berichtigung. Daß die Geschichte von Adelheid, Weislingen und Franz in den letzten Akten fast die ganze Breite der Handlung einnimmt, Götz zurücktritt, kam nicht daher, daß Goethe sich selbst in Adelheiden verliebte, sondern lag vielmehr in der ursprünglichen Anlage des Ganzen. In der zweiten Bearbeitung suchte Goethe hier möglichst zu kürzen, doch mußte er für die weggelassenen Szenen neue einlegen. Die glücklichste und folgenreichste Aenderung bestand darin, daß er Adelheidens anstößiges Verhältniß zu dem edlen Sickingen ganz fallen ließ und statt dessen eine Beziehung zu dem als Nachfolger Maximilians I. in Aussicht gestellten Karl V., freilich mit großer dichterischer Freiheit, erfand. An dramatischem Leben und gleichmäßigem Fortschritt, an treffender Charakteristik und feinen Zügen, an schöner Maßhaltung in Darstellung und Ausdruck, an sorgfältiger Durcharbeitung hat

die zweite Bearbeitung gegen den Entwurf bedeutend gewonnen, zum erfreulichsten Beweise, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Dichter dem ihm vorschwebenden Bilde eines den Anforderungen reiner Natur und maßvoller Schönheit auf gleiche Weise entsprechenden Dichtwerkes in seltener Selbstüberwindung nachstrebte, wie er schon hier aus dem ungeschlachten Sturm und Drange und aus witzelnder Genialität sich herausrettete, da er es sogar über sich gewann, die vortrefflichsten Szenen zu tilgen, wenn sie mit der einheitlichen Darstellung des Ganzen sich nicht vertrugen, und alle falschen Auswüchse mit unerbittlicher Strenge verwarf, welche jene Sturmdichter für ihre echtesten Geistesblüten hielten. Die wesentlichste Umgestaltung mußte der fünfte Akt erleiden. Gleich am Anfang sind die Szenen Adelheidens unter den Zigeunern gestrichen, wo diese unter seltsamen Verhältnissen die Bekanntschaft Sickingens macht, der Weislingens Bild ganz aus ihrer Seele verscheucht, und zu gleicher Zeit wird sie nicht allein durch eine sie aufregende Weissagung der Zigeunerin zu Weislingens Verderben gereizt, sondern erfährt auch das Geheimniß eines furchtbaren Zaubermittels, das in ihrer Hand so unheilvoll wirken soll. Mit Sickingens sträflichem Verhältnisse zu der schönen Frau mußten diese Szenen nothwendig fallen. Der jetzt den fünften Akt beginnende Auftritt aus dem Bauernkriege ist eine völlige Umgestaltung des im Entwurf befindlichen, der mehr auf die erschütternde Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto von Helfenstein beschränkt war. Dann bringt eine ganz neue Ausführung die im Entwurf sehr vermißte Darstellung, wie Götz durch die Bauern zur Annahme der Hauptmannschaft genöthigt wird, und den Beschluß der später in die Handlung bedeutend ein-

greifenden Einäscherung von Miltenberg. Gleichfalls neu ist die Szene in Berg und Thal, wo Weislingen selbst gegen die frühere Annahme mit der Verfolgung der Bauern beauftragt erscheint. Der erste Entwurf, wonach Adelheid auf Weislingens Befehl zu ihm nach Augsburg reist, hatte hier die jetzt mit einigen Veränderungen am Ende des vierten Aktes angebrachte Szene zwischen Franz und Adelheid. Die beiden folgenden Szenen haben nicht unbedeutende Aenderungen erlitten; ganz neu ist hier Weislingens Auftreten. Die Ausführung der in der zweiten Bearbeitung eingefügten Zigeunerszene, in welcher der verwundete Götz auftritt, ist sehr kurz, aus den frühern Zigeunerszenen bloß die Beschreibung des wilden Jägers mit wenigen Veränderungen aufgenommen. Die Darstellung des Ueberfalls bei den Zigeunern und die Andeutung der Gefangennehmung füllen jetzt eine empfindliche Lücke des Entwurfs aus. An die Stelle der Szene in Adelheidens Vorzimmer, wo diese Sickingen entläßt, später mit Weislingen unfreundlich zusammentrifft, ist eine neue zwischen Franz und der schönen Frau getreten, welche diesen zur Vergiftung seines Herrn verführt. Von den beiden darauf folgenden ist die erste (zwischen Götz und Elisabeth) weiter unten als vorletzte angebracht. Die darauf im Entwurf stehenden drei Szenen, von denen die erste und letzte zwischen Adelheiden und Franz, die erstere auf Weislingens, die andere auf Adelheidens Schloß spielt, zwischen beiden Elisabeths dringliche Bitte an Marien, Weislingen um Götzens Leben anzuflehn, sind mit Recht gestrichen. Die folgende Szene auf Weislingens Schloß bedurfte der wesentlichsten Umgestaltung, da nicht, wie im Entwurf, Weislingen und Franz durch ein und dasselbe von der Zigeunerin angegebene heim-

liche Zaubermittel vergehen, so daß Franzens grausenhafte Krankheit und Adelheidens schreckliches Verbrechen vom zurückgebliebenen Fräulein geschildert werden mußten, sondern viel wirksamer gibt dieser, der das Gift seinem Herrn beigebracht, sich selbst den Tod, nachdem er seine fürchterliche Schuld verzweiflungsvoll gestanden. Eingeschoben wurde die kurze Szene „Hof einer Herberge", die folgende hierher versetzt. Die Unterredung im Wirthshause zwischen Marien und Lerse ist ausgefallen; auch hatte der Dichter Selbstüberwindung genug, die Ermordungsszene in Adelheidens Schlafgemach zu streichen, wie viel er sich auch früher gerade auf diese zu Gute gethan haben mochte. Der Schlußszene ist ein Gespräch zwischen Marien und Elisabeth vorangestellt, in welches die oben ausgefallene Unterredung zwischen Marien und Lersen mit passenden Veränderungen übergegangen ist. Von den sonstigen Veränderungen erwähnen wir nur noch die hauptsächlichsten. Ganz neu ist die Schlußszene des zweiten Akts, worin der Aufbruch gegen die nürnberger Kaufleute angedeutet und zugleich die Unmöglichkeit hervorgehoben wird, in jenen verworrenen Zeiten auf gerichtlichem Wege Recht zu erlangen. Ausgelassen sind mit Fug die Unterredung zwischen Elisabeth und Marien über den Entschluß des Götz, seinen Knaben ins Kloster zu thun, und die ungemein schwache Schilderung des Reichstags am Anfang des dritten Aktes. Die Szene im Spessart am Ende des zweiten Aktes ist jetzt vor die ihr vorangehende gestellt, der Schluß des vierten Aktes, ganz verändert, mit der zweitvorhergehenden verbunden. Ohne auf die weitern höchst bedeutenden Veränderungen einzugehn, bemerken wir, daß manches Schroffe und Uebertriebene gemildert, viele feine Züge und leichte Uebergänge eingefügt, manche steife

und leblose Szenen zu höchstem dramatischen Leben gediehen sind, wovon gleich die erste Szene ein glänzendes Beispiel liefert.*)

Goethes Behauptung in Wahrheit und Dichtung, bei der zweiten Bearbeitung habe er dem Stücke immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich gewesen, auszulöschen gesucht, erweist sich bei näherer Betrachtung als unzutreffend, trotz der Vertheidigung von J. Drenckmann in der Programmabhandlung „Zu Goethes Götz von Berlichingen" (Königsberg i. d. N. 1872). Drenckmann behauptet, im ersten Entwurfe seien die Zustände der Zeit und namentlich die Sache der Fürsten weit ungünstiger dargestellt. Bei dieser wirkten der Unwille über den erbärmlichen Zustand des Reiches zu Goethes Zeit und die Abneigung gegen das zwang- und ränkevolle Leben der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts; bei der zweiten Bearbeitung habe der Dichter die fremden, aus Gedanken und Stimmungen seiner Zeit eingedrungenen Elemente entfernt, die Charakteristik der Zeit lediglich aus dem Stoff genommen, so daß aus dem Stücke der Geist des sechzehnten Jahrhunderts spreche: der Zustand des Reiches sei nicht mehr hoffnungslos, nur gährend; der Sieg des Gesetzes und der staatlichen Ordnung über Götz sei nicht mehr verletzend und planlos, ruhe auch alle Theilnahme auf dem Gegner des neuen Staatslebens, auf dem allem Zwange feindlichen, die

*) Vgl. die genauere Darlegung in meiner Schrift: „Goethes Götz und Egmont" (1854) S. 120—161 und gelegentlich bei der Behandlung des ersten Entwurfs von S. 33 an. Minor und Sauer haben diese in ihren „Studien zur Goethe-Philologie" (1880) S. 125—238 zu überbieten gesucht, sind aber weit entfernt von vollständiger Aufzählung aller Stilveränderungen geblieben, und haben dafür keine wesentlich neuen und richtigen Ergebnisse geliefert.

Unabhängigkeit liebenden, natürlichen und markig kräftigen Götz. So weit kann eine vorgefaßte Meinung einen verständigen Mann irre führen! Die volle Widerlegung enthalten die letzten Worte, mit denen Götz von den Seinigen scheidet, und die das Drama schließenden Ausrufe der Gattin, der Schwester und Lersens. Sollte denn Götzens Verkündigung, daß jetzt die Zeiten des Truges kommen, die Niederträchtigen mit List regieren werden, sollte Mariens Klage: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!" den Zuhörer mit einer ganz falschen Beurtheilung der Dinge entlassen, der Dichter gerade das Entgegengesetzte, die Darstellung einer zu neuen, gesetzlichern Zuständen sich hervorringenden Zeit, beabsichtigt und nur vergessen haben, den Schluß der vorgenommenen Aenderung gemäß umzugestalten! Und welche traurige Gestalt spielt der Kaiser, wie wir aus seinen eigenen Worten hören! Götz erscheint als „das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück", als ein Mann der „redlich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet hat", wogegen seine Gegner, besonders Weislingen und Adelheid, als die treulosesten, von schnöder Herrschsucht trunkenen Frevler erscheinen, die als solche einer furchtbaren Rache verfallen. Wie könnten solche schlechte Menschen ein neues Morgenroth heraufführen, wie die neben ihnen auftretenden Fürsten! Ist nicht die Szene bei der Belagerung, in welcher Götz so ergreifend die traurige Noth des Reiches schildert, der geistige Höhepunkt der Dichtung! Und wie könnte das, was Götz hier sagt, nach des Dichters Ansicht unwahr sein? Selbst der Umstand, daß in der neuen Bearbeitung mehrere Szenen stehn geblieben sind, die nicht zum sechzehnten Jahrhundert passen, macht Dreck-

mann nicht irre; er glaubt, einen solchen Mangel an Folgerichtigkeit der Bearbeitung Goethe unbedenklich zuschreiben zu dürfen, statt daß er sich hätte erinnern sollen, wie der Dichter damals ganz Shakespeare folgte, der weit entfernt war, das Kostüm der Zeit streng beizubehalten. Die in der zweiten Bearbeitung gemachten Veränderungen, welche Drenckmann zum Beweise seiner Ansicht beibringt, sind, wenn man genau zusieht, aus ganz andern Rücksichten hervorgegangen. Der Dichter wollte die wilden Auswüchse ausschneiden und ein künstlerisch abgerundeteres Drama gewinnen, nicht Götz als eine Art Don Quixote gegen die Herstellung eines neuen, auf Ehre und Gesetz fest gegründeten Zustandes ankämpfen lassen. Auch hier ist er wirklich der letzte Ritter, der dem Truge und der Hinterlist zum Opfer fällt, und wenn der Dichter auch das Motto der ersten Bearbeitung aus Hallers morgenländischer Geschichte „Usong": „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig", später wegließ, so beweist dies nichts weniger, als daß seine Auffassung jetzt eine andere geworden. Auch daß Goethes Ansicht jener Zeit ganz mit der Mösers übereinstimmte, hat Drenckmann unbeachtet gelassen. Wenn Lichtenberger meint, Goethe habe sich nicht zum Vertheidiger der Vergangenheit gemacht, so sprechen laut gegen ihn das Motto Hallers und die Aeußerung im Briefe vom November 1771. Freilich ist sein Götz nicht polemisch, aber auf welcher Seite des Dichters Herz ist, tritt deutlich hervor, und gerade darin liegt ein unvergänglicher Reiz der ganzen Dichtung. Der Stern der deutschen Freiheit, deren letzter Ritter Götz ist, geht unter; so lebendig wie Götzens edler Charakter prägt sich die elende Zeit des Verfalles deutscher Ritterlichkeit aus.

In anderer Weise haben Minor und Sauer Goethes Behauptung, er habe in der zweiten Bearbeitung dem Stücke immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben gesucht, erweisen wollen. Dies soll (S. 186) dadurch geschehen sein: „daß er sich bestrebte, den Ton des sechzehnten Jahrhunderts bis ins einzelnste zu treffen, dadurch daß er alle mehr modernen Züge ausmerzte, dadurch, daß er Götz gegen das Ende des Stückes mehr in den Vordergrund schob und ihn mehr mit andern Ständen in Berührung brachte(?), dadurch daß er Sickingens Gestalt von dem Schatten einer entehrenden Liebe befreite und Weislingen doch einen Rest ritterlichen Muthes ließ, dadurch endlich daß er manches neu aus der Lebensbeschreibung aufnahm und das Leidenschaftliche und Fabelhafte seines Entwurfes tilgte(?)". Mit diesen vier „dadurchs", die nicht einmal alle wahr sind, konnte er dem Drama unmöglich „mehr historischen und nationalen Gehalt geben", und wirklich hat nicht dieser Beweggrund ihn zur Aenderung bestimmt, sondern die Absicht reinerer künstlerischer Wirkung und höherer dramatischer Vollendung.

Götz erschien im Juni 1773. Gegen den 15. sandte Goethe ihn an Lottens Gatten mit den Worten: „Da hast du, lieber Kestner, ein Stück Arbeit. Das lies deinem Weiblein vor, wenn ihr euch sammelt in Gott und euch und die Thüren zuschließt." Einen Monat später berichtet er launig, er habe schon „vielerlei Beifallkränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar", die er wechselweise aufprobirt und sich vorm Spiegel ausgelacht habe. Nach der Hälfte August äußert er gegen denselben Freund, er verlasse sich auf die gute Natur seines lieben Götz, der fortkommen und dauern werde. „Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen, und doch immer der besten einer. Viele

werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken, doch hab' ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune." Einem französischen Offizier sandte er den „Götz" mit der Bemerkung, er müsse unter Soldaten sein Glück machen; ob unter Franzosen, wisse er nicht. Jetzt, wo das Stück gedruckt sei, schreibt er an Gotter, finde er nicht mehr halb die Freude daran, als da er es geschrieben „in guter Zeit, Tags-, Abends- und Nachtsherrlichkeit", doch möge der Freund es damit auf seinem Liebhabertheater versuchen. Man sieht, wie ihm die weiteste Wirkung seines Dramas am Herzen lag. Ganz Deutschland jubelte der Dichtung entgegen, und mochten auch manche sich besonders durch das kecke Durchbrechen jeder dramatischen Schranke angezogen fühlen, alle bewegte der hier so herrlich ausgeprägte deutsche Sinn und der Schwung einer mächtigen, zum Herzen redenden Dichternatur. Es war das erste deutsche Schauspiel, das Klopstock seit langer Zeit auslas. Schon im folgenden Jahre machte sich, trotz eines Nachdruckes, eine zweite zu Frankfurt gedruckte Ausgabe nöthig, in welcher die frühern Druckfehler nur zum Theil verbessert wurden, aber neue hinzukamen; sonst zeigt diese mit einer steifleinenen Vorrede vom Verleger Deinet versehene Ausgabe, von welcher zwei verschiedene Abdrücke gemacht wurden, nur wenige unbedeutende Abweichungen.*) Von einem der Rede werthen Honorar verlautet nichts. Derjenige, der in Deutschland Shakespeares Bedeutung im Gegensatz zu den beschränkten drei Einheiten des französischen Dramas am glänzendsten gezeigt, der größte Dramaturg Deutschlands, Lessing, las den „Götz", von dem ihm sein Bruder mit so großer Begeisterung geschrieben,

*) Vgl. meine Schrift Goethes „Götz und Egmont" S. 390 f.

da er des ganzen Theaters überdrüssig war, erst am 1. Februar 1774, was er diesem am folgenden Tage schreibt, aber ohne sich näher darüber zu äußern, nur bemerkt er, daß er ihn noch nicht ganz gelesen. Goethes Genie erkannte er an, aber er fürchtete, dessen Nachahmer würden die Bühne zu einem Tummelplatz roher Wildheit machen, die Kunstform völlig zerstören.

Die Begeisterung ergriff die Dichter (Klopstock, Bürger, den göttinger Bund und Schubart) wie das Volk, drang auch in die höhern Stände. Obgleich man die Unaufführbarkeit des Stückes einzusehn glaubte, ruhte man nicht, bis es auf dem Theater erschien. Am 12. April 1774 betrat es nach langer Vorbereitung, freilich verkürzt (die Szenen von der Reichsarmee waren weggefallen), aber sonst unverändert, unter dem Direktor Koch die berliner Bühne. Der Andrang war so groß, daß man es sechs Tage hintereinander geben mußte. Im Lauf des Jahres 1774 wurde es im ganzen vierzehnmal aufgeführt. Auf dem ersten Theaterzettel hieß es: das Stück sei nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Professor mit Fleiß verfertigt; man sage, es sei nach shakespeareschem Geschmack abgefaßt. „Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publikum gefällig zu machen, alle erforderliche Kosten auf die nöthigen Dekorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren.“ Ein Zigeunerballet war eingelegt. Die „Einrichtung“ des Stückes war auf einem besondern Blatte für einen Groschen zu haben. Als Verfasser

ward am 28. April Herr Dr. Göde in Frankfurt am Main" genannt; erst im November trat die richtige Namensform ein.*) Die Hauptrolle (Götz ward, wie auch Weislingen, Selbitz und Sickingen, als „Ritter im Harnisch" bezeichnet) gab Brückner, seine Gattin Frau Stark, Marien Frau Henisch, Karl die kleine Withöft, Weislingen Hencke, Adelheid Frau Spengler, Georg Klotsch, den Kaiser und den Abt Spengler, den Bischof und den Bruder Martin Martini, Lerse und Olearius Withöft, Liebetraut und Metzler Henisch, Sickingen und Link Klunge, den Unbekannten und Sievers Gödel, Selbitz und Kohl Müller, Franz Quequo. Diese berliner Aufführung wurde ein Wendepunkt für die deutsche Schauspielkunst, da hier zum erstenmal charakteristische Kostüme und Dekorationen erschienen, von jetzt an freie Natürlichkeit und Wahrheit das gewohnte Pathos der Tragödie verdrängten, freilich um bald in wüsten Naturalismus auszuarten. In Hamburg wagte Schröder sich erst nach Clavigo an den Götz, der so viel Beifall fand, daß er es nun auch mit Shakespeares Stücken versuchte. Das Glück, welches Götz allgemein machte, rief seit 1775 eine Schar unberufener Nachahmer hervor**), die meist in ungeschickter, greller Weise übertrieben und den echten deutschen Geist am wenigsten zu beschwören mußten. So waren denn die deutschen Bühnen bald von Ritterschlachten, Ritterpanzern, Ritterschwertern, klirrenden Rittersporen, klingenden Ritterhumpen, Ritterkerkern, Fehmgerichten, Mord, Todschlag und Vergiftung überflutet, und unter diesem

*) Ueber die erste Aufführung vgl. Goethe-Jahrbuch II, 89—93.

**) Selbst in Frankreich erschien bald eine Nachahmung La guerre d'Alsace von Louis François Elisabeth Ramond, Baron von Carbonnières. Später wirkte Götz besonders auf Walter Scott bedeutend ein, der 1799 das Stück übersetzte.

falschen Pomp und Bombast wurde denn jeder reine Sinn, jedes wahre Gefühl erdrückt, worüber sich Goethe selbst Weihnachten 1781 in dem Gedichte Das Neueste von Plundersweilern lustig machte. Schon in einem Briefe an Lavater vom September 1780 hatte er über seine Aus- und Nachschreiber geklagt, die seine „Manier vor dem Publiko lächerlich und stinkend gemacht". Wie aber hatte sich Lessing gegen den „Götz" gestellt? Sein Bruder hatte ihm von dem großen Beifall, den das Stück auf der Bühne gehabt, von den schönen Kostüms, deren Zeichnungen Meil gemacht, und den mannigfaltigen höchst jämmerlichen Dekorationen geschrieben, auch berichtet, daß Ramler der neuen Ausgabe seines Batteux eine Abhandlung über dasselbe beifügen werde. Sein eigenes Urtheil hatte er nicht verschwiegen: Goethe habe vieles geleistet, aber die Einheit des Interesse am wenigsten beobachtet, wodurch „Götz" viel weniger bei der Aufführung interessire als die Stücke Shakespeares, vor dem er freilich den Vorzug habe, daß er ganz vollkommen die Züge der Geschichtszeit beobachte. Lessing erwiederte: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran; denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet." Die „dramaturgische Abhandlung" über den „Götz" von Christ. Heinr. Schmid in Gießen erklärte er für ein „Wischiwaschi". Am 11. November antwortete er auf des Bruders Aeußerung über die theatralischen Vorurtheile, diese hätten längst aufgehört ihn zu interessiren und gereichten

ihm nicht selten zum äußersten Ekel. „Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, auf das er pocht, anzubinden." Aber des Bruders ernstlicher Mahnung, als Kritiker gegen Goethe aufzutreten, folgte Lessing nicht. Auf unser Stück aber bezieht man die in seinen Papieren gefundene Bemerkung: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Dramen ausschreit." Lessing hat hier die aus Butlers „Hudibras" bekannte Redensart „einen Strick aus Sand drehen" auf seine Weise verändert, wenn er nicht den Ausdruck anderwärts fand. Goethes Götz war doch weit mehr als eine dialogische Geschichte.

Wieland hatte im Juliheste des Merkur 1774 eine Apologie des „Götz" gegen den Beurtheiler desselben im vorigen Septemberheft, den schon genannten Schmid, erscheinen lassen, obgleich er selbst durch die von Goethe gegen ihn gerichtete Farze verletzt war; dabei hatte er den Wunsch nach vielen solchen „schönen Ungeheuern" geäußert, da der Fortschritt zu wahren Meisterwerken dann sehr leicht sein würde. „Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte!" hatte er ausgerufen. Hier habe er offenbar ein Schauspiel zum Lesen geben und die Einheiten des Aristoteles verletzen wollen, um die Leser durch die Kraft und Wahrheit seiner Gemälde desto mehr zu begeistern. Nur die ziemlich häufige Vermengung der zur Zeit des Götz herrschenden Sprache mit der verfeinerten Ausdrucksweise der Gegenwart verfiel seinem Tadel.

Gegen Ende des Jahres 1780 hatte der Preußenkönig in seiner bekannten französischen Schrift über die deutsche Literatur sich auf das schärfste gegen den Götz ausgesprochen. Zum Beweise, wie wenig Geschmack in Deutschland herrsche, führte er das Theater an, wo man die abscheulichen Stücke von Shakespeare mit großem Beifall sehe, diese lächerlichen Possen, würdig der kanadischen Wilden. Man könne diesen Mangel an Geschmack und Kunst der rohern Zeit Shakespeares verzeihen; doch in Deutschland erscheine noch jetzt ein Götz von Berlichingen, eine „abscheuliche Nachahmung" dieser verdammten englischen Stücke, und die Zuschauer könnten diese widerlichen Plattheiten nicht oft genug sehn. Seit dem Abgange von Brückner 1777 war „Götz" in Berlin nicht mehr gegeben worden. Die Vertheidigung Goethes übernahm Möser in dem 1781 erschienenen Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur, wo er den Götz als ein „edles und schönes Produkt unseres Bodens" bezeichnete. Der Dichter habe uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren geben und uns zeigen wollen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und sei er um so mehr zu loben, als ihm niemand vorwerfen könne, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässigt oder wider das Kostüm gefehlt; hätte er ein Stück mit den französischen drei Einheiten geben wollen, so würde ihm dies ein Leichtes gewesen sein. Goethe nahm Mösers Schrift, welche ihm dessen Tochter überschickt hatte, mit dankbarster Erwiderung auf, obgleich auch Möser die eigentliche Bedeutung seines Stückes verkannt hatte. „Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend

ein Stück als Muster aufzustellen oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen", schrieb er an Mösers Tochter, „so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nicht gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend immer näher zu kommen." Daß Friedrich der Große in seiner großartigen Befangenheit nicht anders urtheilen könne, wußte er sich wohl zurecht zu legen, wenn er auch sich gelegentlich einmal derber über diese königliche Verwünschung äußerte.*) Wie weit war er längst über seinen Götz hinausgeschritten! Schon hatte er sich ganz der reinen, klar umschriebenen, beschränkten Form der Alten zugewandt (Iphigenie war gedichtet, Tasso im Entstehen begriffen) und jene Freiheitsbegeisterung bereits längst verrauscht. Hören wir ihn ja im September 1783 im Gedichte Ilmenau klagen, er habe reines Feuer vom Altar gebracht, aber was er entzündet, sei nicht reine Flamme.

*) Seine Mutter schrieb an den Schauspieler Großmann: sogar ihre Philister sagten, „Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituirt"; sie möchte, wie man von der großen englischen Königin Elisabeth bei einer gewissen Gelegenheit bemerkt: „Die größte Königin ist doch nur ein Weib", wohl sagen: „Der größte König ist doch nur — ein Mensch!" Ihrem Sohne sei es nicht eingefallen, dieses Stück für die Bühne zu schreiben. Wie Goethe in seinen „Gesprächen über die deutsche Literatur" sich über die aus ungenauer Kenntniß und französischer Ueberfeinerung hervorgegangene Verwünschung des Götz ausgelassen, wissen wir bis heute nicht. Die Vertheidigung gegen den König in einer Schrift des Abts Jerusalem fand er „alt, kalt und arm".

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit (Treue?) sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und redliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

Im Jahre 1786 ging er den Götz für die Ausgabe seiner Werke genau durch. Auch Wieland und Herder unterzogen sich dieser Mühe. Letzterer schrieb bei der Rücksendung: „Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einigen, ewigen Götz, mit innig bewegter Seele. . . . Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig.“ Wieland habe die e bis zum Lachen eingeschaltet, ohne Rücksicht, wer rede. Hiervon wie von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingens Munde, wolle er mündlich mit ihm sprechen. Die Aenderungen in der 1787 erschienenen Ausgabe der Werke, bei welcher leider ein fehlerhafter Nachdruck zu Grunde gelegt wurde, wie ich längst vor Bernays gezeigt habe*), sind meist sprachlicher Art; einige derbe und unanständige Ausdrücke wurden geändert oder gestrichen, deutsche Wörter an die Stelle der fremden, nur leider nicht durchgehend, gesetzt, Wortformen und Satzverbindungen verbessert und ein paar Stellen passend umgestaltet. Eingefügt sind im vierten Akte in der Szene zwischen Adelheiden und Weislingen die Worte des letztern: „Er ist noch weder gewählt noch gekrönt“, nebst Adelheidens Frage: „Wer wünscht und hofft es nicht?“, dagegen im zweiten zwischen Weislingen und dem Bischof vor „Vielleicht seh' ich“ ausgefallen: „Es hat sich leider schon zu viel verändert.“**) Auch in den folgenden Ausgaben von 1807, 1816, 1827 wurde in sprachlicher Hinsicht einiges geändert, aber nur

*) Vgl. a. a. O. S. 391 ff.

**) Vgl. S. 403 ff., über die folgenden Ausgaben S. 405 ff.

einzelne Wortformen; leider haben sich einige Druckfehler der vierbändigen Ausgabe, eines schlechten Abdrucks der ersten in acht Bänden, und der daraus geflossenenen von 1816 später fortgepflanzt. Die von 1816 hatte das Lied Liebetrauts am Anfang des zweiten Aktes wieder in der ursprünglichen Gestalt, statt in der 1787 eingeführten, gegeben.

Eine Erklärung habe ich in der Schrift: „Goethes Götz und Egmont. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen" (1854) versucht. „Für den deutschen Unterricht auf Gymnasien" hat G. Wustmann 1871 das Stück herausgegeben. Diese fleißige Arbeit ist auch in zweiter Ausgabe bei unserer neuen Bearbeitung überall verglichen worden.

Die Jubelaufführung zu Berlin am 12. April 1874, bei welcher sonst nichts Festliches stattfand, als daß eine Zusammenstellung über die Aufführungen an der dortigen Bühne von dem Theaterchronisten Barth vertheilt wurde, war die hunderteinunddreißigste. Von 1771 bis 1795 und von 1815 bis 1827 hatte Götz geruht. Als am ersten Geburtstage, den Goethe nicht mehr erleben sollte, das Stück gegeben wurde, sprach der Darsteller des Götz, als er am Schluße gerufen wurde: „Der Meister des heutigen Stückes ruht unter der Erde, sein Werk lebt in Ewigkeit!"

Das Jahr 1885 brachte drei neue Ausgaben des Götz: eine nebst dem Entwurf und der Bühnenbearbeitung von K. Schröer im achten Theile der Kürschnerschen Ausgabe der Werke und die beiden sehr bedeutenden in Frankreich erschienenen von A. Chuquet und Ernst Lichtenberger, geschmackvollen, besonnenen und scharfsinnigen Kennern unseres großen Dichters.

II. Stoff und dichterische Gestaltung.

Strahlt uns auch aus Götzens Lebensbeschreibung das Bild des edlen, „getreuherzigen", auf Recht und Treue haltenden, von Muth und Kraft beseelten Ritters in klaren, lebendigen Umrissen entgegen, so bot sie doch dem dramatischen Dichter nur den rohen Marmor zu kunstvoller Gestaltung.*) Sie zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste elf Abschnitte enthält, deren drei erste die Jugendgeschichte des Ritters von seiner Geburt (1480) bis zum Jahre 1501 erzählen, wo er im Dienst des Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach (Ansbach), der damals mit Nürnberg in Fehde lag, sich tüchtig bewährte. Eines besondern Handels aus dem letztern Jahr gedenkt der vierte, einer mannhaften That aus dem Jahre 1503 der fünfte Abschnitt. Der folgende sechste berichtet zunächst über seine Theilnahme am bairischen Kriege (1504—1505), wo er vor Landshut seine rechte Hand verlor, woran sich zwei andere Geschichten aus den

*) Als Klopstock später gegen Goethe kindisch verstimmt war, äußerte er mit Bezug auf die Lebensbeschreibung, Goethe sei ein gewaltiger Nehmer; er habe sich im „Götz" durch diese gängeln lassen und, man merke es den Personen, die er nicht aus ihr genommen, deutlich an, da sie nicht so sprächen, wie sie in den damaligen Zeiten hätten sprechen sollen. Wer könnte dieses griesgrämige Urtheil unterschreiben!

Jahren 1507 und 1510 anschließen. Der nächste Abschnitt erzählt zwei „Reisen" im Dienste eines unter dem Namen der Meuterer bekannten Mannes zu Rothenburg an der Tauber, der später neue Unruhen anstiftete, aber 1513 mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sodann hören wir im achten Abschnitt, daß Götz sich der Sache eines stuttgarter Schneiders gegen die Kölner annahm, von denen er zwei Kaufleute überfiel und beraubte, wie es im Sprachgebrauch der Zeit hieß, niederwarf; die Sache ward zu Frankfurt geschlichtet, vertragen, doch kam Götz wegen jenes Niederwerfens auch mit den Bischöfen von Bamberg und Hanau so wie mit den Herren von Hutten in Fehde. Zu gleicher Zeit überfiel ihn Philipp Stumpf mit seinen beiden Söhnen auf treulose Weise. Der neunte Abschnitt erzählt unseres Ritters weitere Fehde mit dem Bischof von Bamberg. Götz und sein Vetter Eustachius von Thüngen, welcher dem Bischof feind geworden, bemächtigten sich eines auf dem Main mit bambergischen Gütern beladenen Schiffes. Da Götz darauf auch den Nürnbergern feind werden wollte, warf er 1512 mit Hans von Selbiz 95 von Bambergern geleitete Kaufleute nieder, nahm aber von der Beute nur nürnbergisches Gut. Gleich darnach zog er auf Kundschaft gen Köln; auf dieser Reise ließ er den bamberger Bischof zu Bacharach mit Willen durchschlüpfen. Sehr verschiedene Geschichten bringt der zehnte Abschnitt. Weil die Nürnberger seinen Jugendgefährten Fritz von Littwach (Lidwach) heimlich gefangen genommen, und einen Knecht, Georg von Gaißlingen, erstochen, der ihm seinen Dienst zugesagt, war er diesen feind geworden: aber er und sein Bruder wurden wegen ihrer Beraubungen der Nürnberger in die Acht und Aberacht erklärt und eine Exekution von vierhundert Reitern gegen sie beschlossen.

Dies hinderte aber Götz nicht, die Feindseligkeit gegen die Nürnberger fortzusetzen, bis die Sache im Sommer 1514 zu Würzburg vertragen ward. Unmittelbar darauf zog er mit seinem Bruder dem wilden und ungestümen Herzog Ulrich von Württemberg in dessen Land ein Aufstand ausgebrochen war, mit etwa dreißig Pferden in aller Eile zu Hülfe. Bei diesem Herzog Ulrich blieb Götz, bis Franz von Sickingen ihn bestimmte, in kaiserliche Dienste zu treten, wobei er sich nur ausbedang, nicht gegen Württemberg und die Pfalz gebraucht zu werden. Die Aufkündigung erfolgte zur Zeit, aber ehe die bestimmte Frist zu Ende war, sollte Götz in das Unglück des Herzogs verwickelt werden, da der schwäbische Bund diesem wegen der Einnahme der Stadt Reutlingen den Krieg erklärte und alle seine Städte, Festungen und Burgen nahm. Nur die Schlösser Hohenasberg und Möckmühl hielten sich. Götz vertheidigte das letztere mit tapferstem Muth und unerschütterlicher Ausdauer. Obgleich er sich noch glücklich durchschlagen konnte, ging er auf das Versprechen der Bündischen ein, die Besatzung mit Hab und Gut, Wehr, Harnisch und Pferden frei abziehen zu lassen. Der Vertrag ward auf das schmählichste gebrochen: kaum hatte er die Burg verlassen, als man die Abziehenden überfiel; seine Knechte wurden erstochen und der oberste Bundeshauptmann hatte Befehl gegeben, auch ihn zu ermorden, was aber vereitelt wurde. Auf Verwendung seiner Freunde überantwortete Herzog Wilhelm von Baiern ihn der Gemeinde Heilbronn. Hier blieb er viertehalb Jahr in Haft, bis er, mürbe durch die lange Haft, im Oktober 1522, sich entschloß, den Vertragseid, die Urfehde, zu schwören, in Zukunft mit allen hohen und niedern Ständen des Bundes Frieden zu halten und 2000 Goldgulden zu zahlen

für die Landsknechte, die ihn gefangen genommen hatten. Derselbe Abschnitt gedenkt noch einiger andern Unternehmungen aus den Jahren 1515 und 1516, wo wir ihn zweimal seinem „freundlichen lieben Schwager" Franz von Sickingen zu Hülfe ziehen sehen. Zuletzt wird die Veranlassung der Fehde mit Mainz im Jahre 1515 und der Verlauf derselben berichtet; nachdem diese 1517 vertragen war, übernahm Götz für den Pfalzgrafen Ludwig die Fehde gegen Konrad von Schott.

Die zweite, bei weitem kürzere Abtheilung behandelt Götzens unfreiwilligen, höchst unglücklich endenden Antheil am Bauernkriege (1525). Er verließ nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit die Bauern bei Adolfsfurt, mit dem Bewußtsein, manches Uebel verhindert und sich als redlicher Ritter in der mißlichsten Lage gehalten zu haben. Gern möchte er wissen, bemerkt er, wie er sich anders bei diesem tyrannischen Volke hätte halten sollen, dessen Führung er auf die Bitten der mainzer Räthe und des pfalzgräflichen Dieners Marx Stumpf übernommen; hätte er es besser gewußt, so würde er es besser gethan haben. Er wünschte nun beim Kaiser in Dienst zu treten, wofür der kaiserliche Obrist Georg Truchseß zu Stuttgart sich verwenden zu wollen versprach. Die Bündischen aber stellten ihm nach, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich, wenn er gefordert werde, dem Bunde zu stellen. Unbedenklich folgte er der Vorladung nach Augsburg, obgleich Graf Georg von Wertheim ihm vorhersagte, der Bund habe beschlossen, ihn in den Thurm werfen zu lassen. „Ich weiß mich der Sachen unschuldig", erwiederte er diesem, „und mit guten Ehren wohl zu verantworten; lieber will ich in den Thurm gehn als mein Wort entehren." Leider traf, was er in gutem Bewußtsein für unmöglich

gehalten, wirklich ein. Hier lag er denn zwei Jahre und mußte das Seine verzehren, das ihm, wie er treuherzig bemerkt, lange Zeit sauer geworden war. Nur gegen eine schwere Urfehde gab man ihn endlich frei; er mußte schwören, in seinem Schlosse Hornberg und dessen „Gezirck, Hofmárk und Zehenden" sein Leben lang zu bleiben, keine Nacht außerhalb seines Schlosses zuzubringen, kein Pferd mehr zu besteigen, den im Bauernkrieg zugefügten Schaden dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Würzburg und dem Prälaten zu Amerbach zu ersetzen*), sich des Vergangenen wegen an niemand zu rächen, und gegen die Stände des Bundes weder selbst noch durch andere etwas unternehmen zu wollen, bei Strafe von 25000 Gulden. Mit Recht bemerkt Götz, er habe mehr seiner frühern, längst geschlichteten Fehden als des Bauernkrieges wegen entgelten müssen, und er klagt, daß unter den fünf Bundesräthen, die über ihn gerichtet, drei Aebte und Prälaten, die ihm, weil er viel mit Geistlichen in Fehde gestanden, nicht gewogen gewesen,

*) Wegen dieser Entschädigungen erhob Kurmainz im folgenden Jahre (1531) auf dem Bundestage zu Nördlingen Klage; das Kloster Amerbach machte Anspruch auf 18000 Gulden, die Geistlichen von Miltenberg wollten den Schaden ersetzt haben, den ein Diener von Götz ihnen zugefügt, der Pfarrer von Gamberg das, was er durch die Bauern eingebüßt. Nach langen, urkundlich vorhandenen Verhandlungen, worin Götzens Unschuld durch die klarsten Zeugenaussagen sich ergab, wurde erkannt, Götzens Anwalt solle in dessen Namen seine Unschuld in Betreff des Mainz und dem Kloster Amerbach zugefügten Schadens beschwören, dem Prälaten von Amerbach aber gegen Zahlung des Werthes dasjenige auf Verlangen zurückliefern, was er von diesem und seinem Kloster an sich gebracht; die Geistlichen von Miltenberg wurden abgewiesen. So ward Götzens Unschuld hier auf das unzweideutigste anerkannt. Er selbst gedenkt in seiner Lebensbeschreibung dieser Klage gar nicht.

und ein Ritter sich befunden, den er einmal in einer Fehde mit seinem Herrn niedergeworfen und längere Zeit, aber mit aller Achtung und Freundlichkeit, gefangen gehalten. Doch würde, meint er, der schwäbische Bund ihm seine schwere Urfehde erleichtert und sich gegen ihn als einen Rittermäßigen von Adel gnädiglich bewiesen haben, wäre er nicht wenig Jahre nachher aufgelöst worden.

Die dritte Abtheilung enthält „etliche Reiterstücke außerhalb der Fehden". Die in den beiden ersten Abschnitten erzählten Abenteuer aus früherer Zeit sind ohne Bedeutung, dagegen berichtet er im dritten, wie er im Jahre 1542, nachdem der Kaiser ihn seiner Haft entlassen und ihn in Ungarn brauchen zu wollen erklärt, mit hundert Pferden nach Wien gezogen, wo er ein bis zwei Monate geblieben und dann durch Böhmen nach Hause zurückgekehrt sei. Zwei Jahre später zog er im Dienste des Kaisers nach der Champagne, aber der am 18. September 1544 geschlossene Friede zu Crespy beendete einstweilen den Krieg. Von jetzt an scheint sich der vierundsechzigjährige Ritter, der gerade vor vierzig Jahren seine rechte Hand verloren hatte, ruhig auf seinem Schlosse zu Hornberg gehalten zu haben, bis zu seinem am 23. Juli 1562 daselbst erfolgten Tode; wenigstens erwähnt die kurz vor seinem Ende geschriebene Lebensbeschreibung keiner spätern Thaten, obgleich er sich einmal berühmt, er habe mit seiner einen Faust „schier sechzig Jahr Krieg, Fehd und Händel" gehabt.

Werfen wir einen Rückblick auf den übersichtlich dargestellten Stoff der Lebensbeschreibung, so boten diese zerfaserten, lose aneinander geknüpften Einzelheiten nichts weniger als den fortlaufenden Faden zu einer sich einheitlich abspinnenden dramatischen

Handlung. Den Hauptpunkt bildet die Feindseligkeit des schwäbischen Bundes gegen Götz, den er mit seinen Netzen umspinnt und ihn zu jahrelanger Unthätigkeit zwingt, ihn als „freien Rittersmann" ganz vernichtet. Die zum schwäbischen Bunde vereinten geistlichen und weltlichen Fürsten, Städte und Herren haben nicht sowohl den Zweck, Recht und Gesetz überall zur Ausführung zu bringen, vielmehr übt der Bund unter diesem Vorwande die allerschlimmste eigensüchtige Gewaltherrschaft. Schwäche und Herrschsucht flüchten sich unter die Flügel des mächtigen Reichsadlers, um durch alle treulosen Mittel der List, des Trugs, der Bestechung sich an den Feinden zu rächen. Treue, Biederkeit und männliche Tapferkeit sind verschwunden, haben der Tücke, Feigheit und höfischen Schlauheit weichen müssen; im Kampfe mit diesen unreinen Mächten muß ein freier, edler Ritter unterliegen. Dieser Gedanke blitzte dem Dichter aus der Lebensbeschreibung als der eigentliche Mittelpunkt einer aus ihr zu gewinnenden dramatischen Handlung entgegen.

Sollte das Unterliegen von Götz recht wirksam dargestellt werden, so mußte er in Folge der gegen ihn wirkenden Arglist und Treulosigkeit seinen Untergang finden. Die lange thatenlose Ruhe nach dem Bauernkriege konnte der Dichter eben so wenig gebrauchen als die wenig eingreifenden Züge nach Wien und in die Champagne; sein Held mußte als letzter Ritter mit der erschütternden Ueberzeugung enden, daß die Zeiten des Betruges gekommen, worin kein Edler sich zu halten vermag; nur hierin konnte das Drama seinen abrundenden Abschluß gewinnen. Freilich pflegt man neuerdings dem Dichter das Recht abzusprechen, den geschichtlichen Stoff zu ändern, allein unter wesentlichen und unwesentlichen Aenderungen ist wohl zu unter-

scheiden, und schon der alte Aristoteles hat richtig bemerkt, daß nur diejenigen dem Dichter verwehrt seien, durch welche der eigentliche Kern der Handlung ein ganz anderer werde. So muß z. B. Klytämnestra von Orest, Eriphyle von Alkmäon fallen, weil dies der Schwerpunkt der Sage ist, welche, nimmt man es weg, eine ganz andere wird. Bei Götz liegt der Hauptpunkt darin, daß der edle Ritter der Arglist unterliegt; daß er nach seinem Unfall, der ihm das Herz gebrochen, noch ein thatenloses oder wenig bedeutendes Leben führte, ist so durchaus nebensächlich und verdirbt das Bild, daß es als etwas rein Zufälliges wegfallen muß. So wenig der Dichter die Natur ganz, wie sie ist, abschreiben soll, so wenig ist er ein Sklave des geschichtlichen Zufalls, er darf, er soll dessen eigensinnige Willkürlichkeiten abstellen. So muß hier die Treulosigkeit der zu seinem Verderben verbundenen Feigen und Schelme dem Götz den Tod bringen, er muß an den im Kampf empfangenen Wunden und dem düstern Gram über sein Unglück sterben.

Um eine rasch sich entwickelnde Handlung zu gewinnen, galt es die beiden Gefangenschaften des Götz nahe aneinander zu rücken, die erstere mit der gegen die Nürnberger gerichteten Fehde in enge Verbindung zu bringen. Die Darstellung seiner Dienste beim Herzog von Württemberg würde den dramatischen Verlauf verwirrt haben. Dehalb mußte Goethe den Helden nicht zu Möckmühl, sondern auf seiner eigenen Burg belagern lassen. Wenn er ihn aber nicht, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, auf Hornberg, sondern auf Jaxthausen, der Stammburg seines Geschlechtes, wo er geboren war, sitzen läßt, so bestimmte ihn hierzu, abgesehen von der größern Wirkung der Zerstörung der Stammburg, vor allem der Umstand, daß er

dieses ganz erfundenen Charakters wirksamer zu he[illegible], machte er Weislingen zu Götzens liebstem Jugendgenosse[illegible] der mit ihm am markgräflichen Hofe gedient*), später aber, [illegible] er selbst den Zug nach Brabant mitmachte, vom Hofleben [illegible]gezogen, zurückgeblieben, in alle Hofintriguen eingeweiht wor[illegible], endlich sich ganz in geistliche Dienste, in die des Bischofs von Bamberg, begeben, des geschworenen Gegners von Götz, [illegible] den er überall Feinde erweckte. Zu seiner Gefangenahm[illegible] fand er einen gewissen Anhaltspunkt in der Lebensbeschrei[illegible]g, welche berichtet, wie Götz, nachdem ihm ein Anschlag auf [illegible]n Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, der ihm einen [illegible]uben genommen, fehlgeschlagen, acht bis zehn Tage spät[illegible]er [illegible]nen Rath des schwäbischen Bundes und einen „einspännig[illegible]n Reiter" niedergeworfen, wodurch der Bube befreit und die [illegible]ache vertragen worden sei. Vgl. auch oben S. 61. Weislinge[illegible]ber muß, als er sich bei seinem alten Götz an dem Orte [illegible]nderfindet, wo sie als Knaben zusammengespielt, seine Treu[illegible]gkeit tief empfinden und sich in bewundernder Verehrung zu [illegible]esem hingezogen, sich aufs neue ihm unzertrennlich verbunde[illegible]fühlen, ja die stillen Reize seiner weichen, frommsinnigen Schwes[illegible]Maria**)

Weisling steht gewöhnlich Weislingen mit oder ohne von. [illegible]ei der Wahl des Namens mag ihm Weisling (vgl. Klügling) vorgeschwe[illegible]ben.

*) Nach der Lebensbeschreibung diente Götz als Reiterbube [illegible] dem Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach, bei dem sein Vetter Konrad [illegible] Berlichingen Ritter und Rath war; er begleitete den Markgrafen auf die Rei[illegible]e zu Worms (1495) und Lindau (1497) und auf den Zügen nach Hochburg[illegible] Lothringen und Brabant (1497), später (1499) nach der Schweiz.

**) Der Name ist gewiß nicht mit Beziehung auf die Schw[illegible] des Lazarus gewählt, sondern als ein beliebter Frauenname, ähnlich wie [illegible]l, Franz. So hießen z. B. die ältere Schwester seines Freundes Crespels u[illegible]e Schwester Friederikens.

fesseln ihn so unwiderstehlich, daß er das Band der Freundschaft durch verwandtschaftliche Verbindung noch inniger zu schließen sich gedrungen fühlt. Dadurch wird sein späterer Verrath um so niederträchtiger und das Herz unseres Helden um so schneidender verletzt, zugleich aber einer der glücklichsten dramatischen Fäden gewoben, da die treulos verlassene Maria später von Weislingen bittflehend erscheinen muß, um die Qual seines Treubruchs nur noch zu vermehren. Weiberlist und Schmeichelei machen den schwachen Weislingen seinen heiligsten Vorsätzen untreu, sodaß er dem wiedergewonnenen Freunde und der ihre süße Seele ihm innig hingebenden Braut sein Wort schmählich bricht. Für schuf denn der Dichter die Gestalt der im Glanze reichster Schönheit prangenden Adelheid von Waldorf, einer jungen Witwe am Hofe zu Bamberg weilenden Wittwe, wozu ihm die Lebensbeschreibung gar keinen Anhalt bot; nur gedenkt dieselbe gelegentlich eines Edelmanns Fabian von Walßdorff, eines Vorfahren, der vor Landshut 1504 geblieben, wobei der Herausgeber an das Dorf Walsdorff bei Bamberg erinnert.*) In dieser Adelheid entwirft uns der Dichter ein sprechendes Bild der an den Höfen wirksamen, alle Verhältnisse vergiftenden Weiberlist, die mit schlauster Berechnung ihre Fäden spinnt. Aus ihr wächst Franz, der ganz von ihr verzückte Junge, gleichsam hervor, um zum Werkzeug ihres Verbrechens zu werden, wie sich Georg und Lerse aus der Person des edlen, tapfern, treuherzigen Götz herausbilden. Bei Georg liegen Hans Jörg von Thüngen (vgl. S. 7) und Georg von Gaißlingen (vgl. S. 57) zu Grunde.

*) Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß ihr Vorname mit demselben Buchstaben beginnt wie der Weislingens; er ist im Gebrauche keineswegs vornehm, aber wohllautend, besonders in der Anrede.

dieses ganz erfundenen Charakters wirksamer zu heben, machte er Weislingen zu Götzens liebstem Jugendgenossen, der mit ihm am markgräflichen Hofe gedient*), später aber, als er selbst den Zug nach Brabant mitmachte, vom Hofleben angezogen, zurückgeblieben, in alle Hofintriguen eingeweiht worden, endlich sich ganz in geistliche Dienste, in die des Bischofs von Bamberg, begeben, des geschworenen Gegners von Götz, gegen den er überall Feinde erweckte. Zu seiner Gefangenahme fand er einen gewissen Anhaltspunkt in der Lebensbeschreibung, welche berichtet, wie Götz, nachdem ihm ein Anschlag auf den Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, der ihm einen Buben genommen, fehlgeschlagen, acht bis zehn Tage später einen Rath des schwäbischen Bundes und einen „einspännigen Reiter" niedergeworfen, wodurch der Bube befreit und die Sache vertragen worden sei. Vgl. auch oben S. 61. Weislingen aber muß, als er sich bei seinem alten Götz an dem Orte wiederfindet, wo sie als Knaben zusammengespielt, seine Treulosigkeit tief empfinden und sich in bewundernder Verehrung zu diesem hingezogen, sich aufs neue ihm unzertrennlich verbunden fühlen, ja die stillen Reize seiner weichen, frommsinnigen Schwester Maria**)

Weisling steht gewöhnlich Weislingen mit oder ohne von. Bei der Wahl des Namens mag ihm Weisling (vgl. Klügling) vorgeschwebt haben.

*) Nach der Lebensbeschreibung diente Götz als Reiterbube bei dem Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach, bei dem sein Vetter Konrad von Berlichingen Ritter und Rath war; er begleitete den Markgrafen auf die Reichstage zu Worms (1495) und Lindau (1497) und auf den Zügen nach Hochburgund, Lothringen und Brabant (1497), später (1499) nach der Schweiz.

**) Der Name ist gewiß nicht mit Beziehung auf die Schwester des Lazarus gewählt, sondern als ein beliebter Frauenname, ähnlich wie Karl, Franz. So hießen z. B. die ältere Schwester seines Freundes Crespels und eine Schwester Friederikens.

fesseln ihn so unwiderstehlich, daß er das Band der Freundschaft durch verwandtschaftliche Verbindung noch inniger zu schließen sich gedrungen fühlt. Dadurch wird sein späterer Verrath um so niederträchtiger und das Herz unseres Helden um so schneidender verletzt, zugleich aber einer der glücklichsten dramatischen Fäden gewoben, da die treulos verlassene Maria später vor Weislingen bittflehend erscheinen muß, um die Qual seines Todes nur noch zu vermehren. Weiberlist und Schmeichelei machen den schwachen Weislingen seinen heiligsten Vorsätzen untreu, so daß er dem wiedergewonnenen Freunde und der ihre süße Seele ihm innig hingebenden Braut sein Wort schmählich bricht. Hier schuf denn der Dichter die Gestalt der im Glanze reichster Schönheit prangenden Adelheid von Waldorf, einer jungen eben am Hofe zu Bamberg weilenden Wittwe, wozu ihm die Lebensbeschreibung gar keinen Anhalt bot; nur gedenkt diese gelegentlich eines Edelmanns Fabian von Walßdorff, eines Voigtländers, der vor Landshut 1504 geblieben, wobei der Herausgeber an das Dorf Walsdorff bei Bamberg erinnert.*) In dieser Adelheid entwirft uns der Dichter ein sprechendes Bild der an den Höfen wirksamen, alle Verhältnisse vergiftenden Weiberlist, die mit schlauster Berechnung ihre Fäden spinnt. Aus ihr wächst Franz, der ganz von ihr verzückte Junge, gleichsam hervor, um zum Werkzeug ihres Verbrechens zu werden, wie sich Georg und Lerse aus der Person des edlen, tapfern, treuherzigen Götz herausbilden. Bei Georg liegen Hans Jörg von Thüngen (vgl. S. 75) und Georg von Gaißlingen (vgl. S. 57) zu Grunde.

*) Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß ihr Vorname mit demselben Buchstaben beginnt wie der Weislingens; er ist im Gebrauche keineswegs vornehm, aber wohllautend, besonders in der Anrede.

Der Hof, an welchen uns Goethe führt, ist der des Bischofs von Bamberg, des erbittersten Gegners von Götz. In der nähern Ausführung dieses geistlichen Hofes konnte der Dichter sich ganz frei ergehn, da die Lebensbeschreibung davon keine Züge bot; er entnahm sie in seiner Weise zum Theil den geistlichen Höfen der Zeit (nur nicht dem von Mainz), erfand sie anderntheils frei. Hier finden wir außer der mit dem Bischof auf vertraulichstem Fuße lebenden jungen Wittwe den lustigen Rath Liebetraut, der nicht allein mit seinen närrischen, oft ungezogenen und anstößigen Witzen die nothwendige Würze der Unterhaltung bietet, sondern auch, in alle Pfiffe und Schliche des höfischen Treibens wohl eingeweiht, dem Bischof, wo es Noth thut, hülfreiche Hand leistet. Zwar treffen wir hier auch den gelehrten Juristen Olearius als werthen Gast; allein wie man mit solchen, die Fürsten aus Eitelkeit angehenden und sich ihrer Gnade berühmenden gelehrten Herren nur prunkt, wie wenig Antheil man der Wissenschaft selbst zuwendet, zeigt die großartige Unwissenheit dieses Bischofs und des Abtes von Fulda, die beide des Bacchus eifrigste Verehrer, aber über die zehn Gebote und ihr bißchen Kirchenlatein nicht hinausgekommen sind. Olearius der seinen ehrlichen deutschen Namen Oelmann nach der Unsitte der Zeit in das Lateinische übertragen hat*), gibt uns ein

*) Bekannt vor allem ist der Hofmathematiker Adam Olearius, eigentlich Oelschläger, der als Gesandter des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Rußland kam, später auch nach Persien ging. Goethe gedenkt seiner in den Anmerkungen zum „Divan". Auch mehrere theologische Schriftsteller dieses Namens haben sich hervorgethan. Selbst Goethes Urgroßvater von mütterlicher Seite, der Kanzleidirektor Wolfgang Weber, hatte seinen Namen als Textor übersetzt, um etwas daraus zu machen. Mit Schröer bei Olearius an den im deutschen Rechte wohlerfahrenen im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung geschilderten J. D.

sprechendes Beispiel, wie man durch fremdländische Gelehrsamkeit dem Rechte des Volkes ein falsches Reis aufpfropft, die natürlichen Rechtsanschauungen verwirrt; dagegen haben die Landsleute des Dichters, worüber bei der Aufführung, wie Goethes Mutter berichtet, großer Jubel war, hier die Ehre, den gesunden Sinn des Volkes, das nach seinen eigenen Ansichten und dem natürlichen Herkommen gerichtet sein will, dem Professor von Bologna gegenüber handgreiflich zu vertreten. Stellt sich nun auch der verderbliche Einfluß der geistlichen Höfe, welche, geistlos und schwelgerisch, alle Verhältnisse arglistig trübten herrschsüchtig überall sich eindrängten, sehr scharf heraus, so führt doch auch der Dichter, wie Götz selbst, Beispiele von würdigen Kirchenfürsten an. Das Mönchsthum wird uns als bedeutsames Glied des Zeitverderbens in der Person des Bruders Martin lebendig vorgeführt, der nicht zufällig Luthers Vornamen trägt und wie dieser dem Augustinerkloster zu Erfurt angehört, freilich nur als einfacher Bruder. Gleich Luther fühlt dieser die Last der widernatürlichen Gelübde, unter welcher so viele tüchtige Kräfte in bitterm Zwiespalt mit sich und ihrer traurigen Lage ihr Leben verquälen, wenn auch nicht alle Mönche müßig sind, sondern manche, gleich unserm guten Bruder, das thun, was sie können. Daß aber Bruder Martin nicht die Kühnheit des wittenberger Reformators besitzt, erklärt sich daraus, daß Goethe uns seinen Helden nicht in einer aufstrebenden, sondern in einer versinkenden Zeit schildern wollte, weshalb auch im ganzen Stücke keine Andeutung der gewaltsam ein-

von Olenschlager zu denken ist nicht der geringste Grund gegeben. Uebrigens hätte Goethe auch den deutschen Namen Oeler wählen können, wovon Olearius die Latinisirung wäre, wie Obbarius von Krüger.

dringenden Glaubensänderung hervortritt, obgleich der geschichtliche Götz selbst der neuen Lehre zugethan war.*) Es ist ganz verkehrt, wenn Dunger**) meint, Goethe habe die neue schon angebrochene Zeit in der veränderten Lage der Ritter, in dem neuen Rechtsverfahren und in der kirchlichen Bewegung bezeichnen müssen. Weder der Anschluß des freien Ritters an den Bund noch das eindringende römische Recht noch die kirchliche Bewegung werden irgend als glückliche Zeichen einer neuen Zeit aufgefaßt; der Bruder Martin deutet bloß auf die Widernatürlichkeit und das Schädliche der noch immer in vollem Ansehen stehenden Mönchsgelübde, und wenn er sie auch nicht als bindend betrachtet, so ist er doch durch den Glauben an die Göttlichkeit der Kirche abgehalten, offen gegen sie aufzutreten. Das fremde Recht erscheint nur als eine Beleidigung des Volkssinnes. Diese Ritter, die sich ihres freien Ritterrechts begeben, sind gewissenlose Schurken, welche Ehrsucht und Weiberlist zu allem verleiten, und die arge Bedrückung, deren sich so viele dieses Standes schuldig machen, tritt im Bauernkriege in grausenhaftes Licht.

Nach seiner Absicht, ein zerfallendes, der Schwäche, Feigheit und List anheim gegebenes Leben zu schildern, mußte sich dem Dichter alles umgestalten. So erscheint denn auch der ritterlich mannhafte Maximilian, dessen Götz selbst in der Lebensbeschreibung gedenkt, obgleich sein Unglück und seine spätere Herstellung erst

*) Lichtenberger glaubt, Goethe habe nicht daran gedacht, aber er wünscht mit Hegel, der Dichter habe die Beziehungen auf Luther gemieden, da dieser ja von ganz andern Grundsätzen zur Reformation getrieben worden sei. Doch Goethe stellt in Martin nur in gewisser Beziehung einen Vorläufer Luthers dar, der in dem ihm aufgedrungenen Kampfe auch die Fesseln sprengte, in die das tyrannische Papstthum die natürlichen menschlichen Gefühle geschlagen hatte.

**) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1871, II, 488.

in die Zeit seines Nachfolgers fällt, als ein vom Alter gedrückter Mann, dessen Händen die Zügel der Regierung entfallen, der die Fürsten über sich herrschen läßt und nur mit Unmuth schaut, daß er dem Uebel nicht Einhalt zu thun vermag. Seiner großartigen Schöpfungen konnte am wenigsten gedacht werden, wie denn der ewige Landfriede selbst unserm Dichter in keinem günstigen Licht erschien. Die Verdienste, welche sich Maximilian um die Bildung der Landsknechte und die Geschützkunst erwarb, mußten ganz zur Seite bleiben; die Reichstruppen konnten nicht die tapfern Scharen sein, welche der schwäbische Bund ins Feld schickte, nicht die im Ausland gefürchteten Landsknechte, sondern das erbärmliche Reichsheer, das bei Roßbach floh. So begegnet uns hier allwärts nur Schwäche und Verfall, welche sich auch in der Wirksamkeit des heimlichen Gerichts zeigen, das allein im Stande ist, vornehme Missethäter zu strafen, während der Arm der öffentlichen Macht die edelsten und Besten vernichtet. Wie schlimm es mit dem Reichskammergericht bestellt sei, erfahren wir gleichfalls. Die völlige Unterwühlung jeder sittlichen Grundlage zeigt uns die im Bauernkriege ausbrechende gräßliche Wuth. Goethe konnte jene Erhebung zu seiner Zeit ebenso wenig gebührend würdigen als Götz; allein wäre ihm auch der Bauernkrieg in seiner wahren Bedeutung als das verzweifelnde Ringen des heruntergekommenen Bauernstandes nach neuer Belebung und Befreiung von der gott- und rechtlosen Unterdrückung der entarteten weltlichen und geistlichen Herrn erschienen, hier durfte er ihn nur als Ergebniß der allgemeinen sittlichen Auflösung auffassen, und zunächst in seiner Beziehung auf Götz, den sein böses Schicksal dem ruchlosesten Volk in die Hände treibt, dessen Verbrechen er mit büßen soll. So entfaltet sich denn hier ein

anschauliches Bild der ganz versinkenden Zeit, in welcher Götz als der letzte Ritter fällt, dessen Augen, neben der Gattin und Schwester (ihr Gatte schwebt selbst in äußerster Gefahr), nur der treue, mannhafte Lerse schließt, der edelste Zeuge von Götzens Größe. Die ganze dramatische Handlung ist Goethes freie Dichtung. Nur einzelne, von der ihm ganz in Herz und Geist übergegangenen Lebensbeschreibung gebotene Züge hat er daraus entlehnt und zu einem zusammenschließenden Ganzen verwoben, in welchem die hohe Gestalt des treuherzigen Ritters auf ergreifende Weise in Handlung gesetzt erscheint, gehoben durch den Gegensatz des schwachen, treulosen Weislingen und der feigen, arglistigen Zeit, ins klarste Licht gesetzt durch den Haß Adelheidens, seiner geborenen Gegnerin und Todfeindin.

Den Ton hat er mit jener wunderbaren Sicherheit getroffen, welche nur volle Gewalt über die Sprache und innerliche Anschauung der menschlichen Zustände und der mannigfachen Richtungen des Geistes und Herzens dem aus der Tiefe des Gemüths schöpfenden Dichter zu geben vermögen. Aus der götzischen Sprache hatte er gleichsam die feinste volksthümliche Wahrheit gesogen; neben ihr haben der biblische Ausdruck und der ältere deutsche Sprachgebrauch überhaupt nebst der Volkssprache, deren Formen er glücklich einmischte, die bilderreiche rheinische Ausdrucksweise, zum Theil auch Shakespeares Ton, ihm manches geboten, das er auf das freieste mit seinem gewaltigen Sprachtalente sich aneignete, und so den mächtig, frisch und klar aus seinem Geiste sprudelnden Quell der Rede zu wunderbarer Wirkung erhoben.

III. Entwicklung der Handlung.

Erster Akt.

Die erste Haupthandlung bildet die Gefangennahme Weislingens, in deren Darstellung der Dichter zugleich die Ritterlichkeit des Götz, dessen ganze Lage und die frühere Beziehung zu jenem uns nahe bringt; auch heben sich schon hier die Charaktere Weislingens, Elisabeths und Mariens hervor.

Die erste Szene, die in der Herberge zu Schwarzenberg in Franken spielt*) versetzt uns auf lebhaft dramatische Weise in die Mitte der Handlung.**) Der Bischof von Bamberg hatte, obgleich alles mit Götz vertragen war, einen Buben

*) Schwarzenberg heißt nicht der Ort, sondern ein auf dem Berge liegendes Schloß; am Fuße des Berges liegt Marktscheinfeld. Der Dichter nennt unbedenklich das Dorf selbst Schwarzenberg, wie es ihn auch nicht kümmert, daß die Freiherren von Schwarzenberg erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben wurden. Im ersten Entwurf fehlte jede Ortsbestimmung.

**) Meß für miß, wie ähnlich nehm, tret u. ä. Goethe auch noch in spätester Zeit sich gestattet hat. — Es ist ein Irrthum, wenn Lichtenberger im zweiten Der Weislingen der für dieser nimmt. Beidemal ist e der volksthümliche Gebrauch des Artikels vor Eigennamen. — Auf'n Dienst lauern, nach gangbarem Bilde von demjenigen, der einem auflauert, um ihm zu schaden. — Auch ist enge mit Götz zusammenzusprechen; es sollte eigentlich vorangehn Goethe hat sich in der Wortstellung des auch immer großer Freiheit bedient.

desselben niedergeworfen. Darum hat Götz ihm aufgelauert, aber der Streich ist mißglückt*); jetzt ist Weislingen, der Freund des Bischofs und Götzens Feind, gerade auf dem Schlosse, wie die Reiter noch eben zu rechter Zeit vernehmen. Von den beiden hier auftretenden Bauern erscheint Metzler später im Bauernkriege; ohne Zweifel beabsichtigte Goethe früher, auch den Sievers dort einzuführen, der schon hier den Wunsch ausspricht, einmal an die Fürsten zu kommen, die ihnen die Haut über die Ohren ziehen. Es beruht wohl auf Versehen, daß sie nicht, wie im Entwurf, sich ihre Namen mittheilen, wonach sie uns später als alte Bekannte begegneten. Schon dieser Anfang, welcher Reiter beider Parteien einführt, stellt uns die wilde Zeit ewiger Fehden dar.**)

Die zweite Szene führt uns den Götz selbst vor, der, als er Weislingens Aufenthalt von den Knechten vernommen, zum Ueberfall aufbricht. Vor Ankunft der Knechte findet der Dichter Gelegenheit, uns die Stellung des Götz den Ränken der herrschsüchtigen, ihn deshalb hassenden und verfolgenden

*) Hier schwebt die Aeußerung der Lebensbeschreibung vor: „Indem aber erfuhr ich, daß er der Bischoff von Bamberg gen Göppingen in Sauerbronnen ins Wildbad geritten war, und wolt baden für den reissenden Stein, so hett ich es guth im Sinn; ich wolt ihm das Bad gesegnet und ihne ausgerieben haben." Er erzählt darauf, wie dem Bischof der Anschlag verrathen worden. — Streich ist das Richtige, nach Götzens Sprachgebrauch. Strich war ein erst 1816 ausgemerzter Druckfehler der zweiten Ausgabe. Lichtenberger und Schröer haben den Druckfehler wieder hergestellt. — Getreuherzig nennt Götz sich selbst in der Lebensbeschreibung.

**) Wollen ihr, fangen ihr, volksthümliche Formen des Ausrufs, der Frage. Vgl. den Schluß des zweiten Akts. — Mundartlich sind auch richt (richt't) verkundschaft (verkundschaft't) u. a., deren sich Goethe auch noch später bedient. — Daher, hierher. — Abies, volksthümlich, mit betontem e. — Die draußen, die Reiter.

Fürsten gegenüber anzudeuten, und seinen Anschlag gegen Weislingen bestimmter hervorzuheben, wogegen wir von dem voll Begeisterung seine eiserne Rechte*) ergreifenden Bruder Martin hören, wie er aller Bedrängten Schutz ist. Hier tritt auch gleich der von ritterlichem Muthe entstammte spätere Reiterbube Georg, der Sohn des Wirthes, uns entgegen, gleichsam ein Doppelgänger unseres Helden, neben dem er sich entwickelt, wie Blüte und Frucht uns an demselben Stamm erfreuen, zugleich als Gegensatz zu Götzens unkriegerischem Knaben Karl. Findet dieser im Kloster seine Stätte, so muß die edle, muthige Ritternatur des biedern Reiterbuben, der voll höchster Bewunderung an Götz hängt, der keinen andern Gedanken kennt als Kampf und Roß und Reiterehre, in diesen Zeiten feiger Arglist seinen Untergang finden. Auch zur Dichtung des braven Georg, dessen Vorbild man weder in Klopstocks Heldenknaben im Bardiet Hermanns Schlacht noch in Lessings Philotas zu suchen hat, scheint Goethe einen Anknüpfungspunkt in der Lebensbeschreibung gefunden zu haben. Diese gedenkt nämlich eines Vetters von Götz, Hans Jörg von Thüngen, eines „jungen Knaben", den Götz einmal zu einem Ritter nach Franken geschickt, auf welchem Wege er niederge-

*) Auch hier bedient sich Goethe einer Stelle der Lebensbeschreibung. Götz berichtet nämlich, beim Verluste seiner Hand vor Landshut, sei ihm eingefallen, wie sein Vater von einem gewissen Köchle erzählt, der auch mit einer Hand sich männlich bewährt habe. Da habe er denn Gott angerufen und gedacht, „wann ich schon zwölff Hände hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so wäre es doch alles umsonst", wogegen er, hätte er nur eine eiserne Hand „mit Gottes Gnade und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn wollt als sonsten ein heilloser Mensch".

worfen worden. Vgl. auch S. 67.*) Der Wald, wo Götz hier vor der Herberge auftritt, muß wohl der dachsbacher Wald sein, da der Weg nach Dachsbach (bei Neustadt an der Aisch) ganz in der Nähe liegt; der erste Entwurf nannte den wahrscheinlich erfundenen windsdorfer Wald.

Götz verspricht dem Jungen, ihn das nächstemal mitzunehmen, wozu er vorerst Wamms, Blechhaube und Spieß haben müsse, und er gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Fürsten einst alles für einen Mann wie ihn geben würden, den sie jetzt hassen.**) Ihm gegenüber zeigt sich in Bruder Martin das Bild einer durch die widernatürlichen Mönchsgelübde gequälten und den Verlust des schönsten menschlichen Lebensgenusses und thatkräftigen Wirkens bitter empfindenden Seele. Die nach der Unterredung mit Georg sich so trefflich einfügende Szene***) wird durch die Ankunft der von Götz ausgesandten Kundschafter unterbrochen, die, wie wir selbst hörten, im Wirthshause die Nachricht von Weislingens Anwesenheit auf dem Schlosse und von seinem beabsichtigten Aufbruch erhorcht haben.

) Munter sein, frisch bei der Hand sein, im Gegensatz zur Schläfrigkeit. — Auch das von Georg erwähnte Werfen der Armbrust an den Kopf ist aus der Lebensbeschreibung. „Da wurf ich ihme den nechsten mein Arm-Brust an Hals, dann ich hett kein Pfeil darauf." — Statt der Anrede mit dem neuern Sie hat der Dichter das ihr der Lebensbeschreibung beibehalten, wie auch in seinen spätern prosaischen Stücken und in Hermann und Dorothea (Erläuterungen S. 112), wogegen in den höhern Dramen du eintritt.

**) Daß diese gutmüthige Weissagung nicht in Erfüllung geht, kümmert den Dichter nicht. Lichtenbergers Vermuthung, er habe wirklich eine Episode dieser Art einfügen wollen, dies aber unterlassen, macht die Sache nicht besser, da Götz ja ganz verlassen enden sollte.

***) Martins Wort: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", ist aus Psalm 104, 15, „Wohl dem, der ein tugendhaft Weib hat, des lebet er noch eins so lang",

Nachdem Götz gegen Weislingen aufgebrochen, führt uns der Dichter auf die Stammburg zu Jaxthausen, wo Gattin und Schwester ihre verschiedene Beurtheilung des bewegten Ritterlebens unseres nie zu Ruhe kommenden Götz aussprechen, und Maria den Antheil, den sie nach den frühern Erzählungen ihres Bruders an Weislingen nimmt, nicht verleugnen kann. Die Geschichte von dem stuttgarter Schneider ist aus der Lebensbeschreibung, wobei nur die Gulden gegen den Gebrauch der Zeit in Thaler verwandelt und aus den zwei Kaufleuten, Vater und Sohn, drei geworden sind. Der kleine Karl erscheint als Zögling seiner frommsinnigen Tante, wogegen Elisabeth sich als Götzens starke, ihn ganz erkennende Gattin erweist, welcher der treulose, ihren Mann beim Kaiser durch schlimme Berichte anschwärzende Weislingen verhaßt ist. Bei der Beschreibung des rasch eintretenden Reiters von Weislingens Gefangennehmung und bei dem Anzeichen der fünf Wölfe benutzte Goethe die Schilderung der Lebensbeschreibung, wie Götz sich in Westfalen des Grafen Waldeck, eines Freundes des Bischofs von

---

aus Sirach 26, 1. Zum Ausdruck „Gott wird euch Raum geben" vgl. 1 Mos. 26, 22: Nun hat uns der Herr Raum gemacht", und Röm. 12, 19: „Gebet Raum dem Zorn Gottes." — St. Veit ist ein willkürlich gewählter Klostername. Klöster und Dörfer dieses Namens gab es mehrere. — Gärtner, Gemüsegärtner. Laborant, Rezeptmacher aus heilkräftigen Kräutern. Es waren zwei nützliche Beschäftigungen. — Der Orden, den der Schöpfer selbst gestiftet hat, ist die durch kein Gelübde beschränkte menschliche Freiheit. — In den Worten des Götz: „Er (der Handschuh) ist Eisen", hat man ohne Noth eisen (für eisern) vermuthet, wie in der Lebensbeschreibung „eine eisene Hand" stand, aber nicht in der Goethe vorliegenden Ausgabe. Auch braucht Goethe selbst weiter „ein eisern Geländelein". — Bei dem hier genannten Haslach ist wohl an Burghaslach gedacht, das, wie das früher erwähnte Dachsbach, bei Neustadt an der Aisch liegt. — Wollt'. Götz selbst hat wohl wöllt. Vgl. S. 75*.

Mainz, bemächtigte. Dort befiehlt Götz zweien seiner Knechte, sich an den Grafen zu „nesteln", und diese „kuppelten" sich so an ihn, daß der Graf nicht entwischen konnte; nachdem er mit dessen Knechten fertig geworden ist, rückt er auf den Grafen selbst zu. Das „Wahrzeichen"*) mit den Wölfen beschreibt Götz selbst also; „So fallen 5 Wölff in die Schaaf, und griffen auch an, das hört und sahe ich gerne, und wünscht ihnen Glück, und uns auch, und sagt zu ihnen, glück zu lieben Gesellen, glück zu überall, und ich hielt es für ein Glück, dieweil wir also mit einander angriffen hetten."*)

Der folgende Auftritt führt uns endlich die beiden so verschieden gearteten Ritter in lebhafter Darstellung vor: Götz ganz zufrieden, nach so langem Auflauern endlich seinen Zweck erreicht zu haben, aber nicht übermüthig, sondern als freundlicher Wirth, Weislingen verstört und störrisch. Götz macht ihm den gemüthlichen Vorschlag, ihm eins seiner Kleider zu leihen, das ihm doch (er ist stark im Gegensatz zum feinern Weislingen) zu eng geworden, was ihn denn auf eine lustige Geschichte bringt, die fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen ist.***)

---

*) Offenbar nimmt Götz das Glück der Wölfe als ein gutes Zeichen. Daran, daß der Wolf ein Sieg und Heil vorbedeutendes Thier sei, ist hier nicht zu denken.

**) In Pflicht nehmen setzt Goethe statt des in der Lebensbeschreibung stehenden in Gelübd nehmen, nach neuerm Gebrauche, der es aber kaum von Gefangenen kennt, denen man den Eid abnimmt.

***) Nur wird dort statt des bekanntern Franz ein Martin von Sickingen, und statt des Fürsten von Nassau der Bischof Lorenz von Würzburg genannt. Die Schiffe des Bischofs von Bamberg warf Götz im Dienste seines Vetters Eustachius von Thüngen nieder, doch hatte er selbst damals (1511) schon zwei längst vertragene Händel mit dem Bischof gehabt.

Götzens Liebe zu seinem Jungen, sowie die ganz unritterliche, feinere Erziehung, welche dieser unter seiner frommen, verzärtelten Tante erhält, deutet der nächste Auftritt an. Wie sehr Elisabeth und Maria in diesem Punkte von einander abweichen, haben wir schon früher gehört, der Knabe aber hält sich seiner Natur mehr an die Tante. Weislingen selbst wird durch den so ganz auf seine nächsten kleinen Wünsche beschränkten, rein kindlichen Knaben tief gerührt, und wünscht dem Götz, dessen Freundlichkeit und stille Größe ihn beschämt, in seinem Kinde bestes Glück.*)

Als er nun aber sich allein befindet, da bricht das Gefühl von Götzens edler Treuherzigkeit und stiller Größe mit der Erinnerung an ihre glückselige, in innigster Freundschaft durchlebte Jugendzeit gewaltsam hervor.**) Gegen Götz fühlt er sich trotz des Antheils, den sein Unfall im ganzen Bambergischen erregen wird, so unbedeutend. „Können Sie mir geben, wonach ich strebe?" ruft er aus; er meint das Gefühl wahrer Größe, die er in Götz nicht ohne Neid und Haß bewundert.

Als dieser dann mit einer Flasche Wein nebst Becher zurückkehrt, sprechen beide Ritter ihre verschiedenen Standpunkte lebhaft gegen einander aus. Der von Weislingen abgelehnte Zutrunk auf fröhliche Stimmung führt den Götz auf die mit ihm zusammen verlebten frohen Jugendtage. Die Geschichte mit

*) Die Antwort „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten", deutet auf die Unvollkommenheit des Glückes, das immer manches zu wünschen übrig läßt; auf den Gegensatz des Vaters zum Sohn oder die Eigenschaften des Knaben darf man sie nicht beziehen. — Willkommen wäre ihm das Eintreffen des Wunsches.

**) Da, in der Zeit, da.

dem Polacken, den Götz mit seinem eigenen „Degelein“ an den Kopf schlug, weshalb er ein Viertelstund im Thurm liegen mußte, ist der Lebensgeschichte entnommen*), wogegen die durch den daselbst zweimal freundlichst erwähnten Bischof von Würzburg aufgebrachte Bezeichnung als Kastor und Pollux des Dichters eigene Erfindung. Sie findet sich schon im Entwurf, aber in sehr ungehöriger Breite und ohne den glücklichen Ausdruck heitern Behagens. Doch nicht ohne Rührung kann der sonst so starke Götz daran denken, wie die schönen Träume seiner Jugend, wie sein noch am unglücklichen Tage bei Landshut auf seinen Adelbert gesetztes Vertrauen bitter getäuscht worden**), worauf dieser nur mit einem schmerzlichen, sein Unrecht halb gestehenden Oh! erwiedert. Götz dringt nun weiter in ihn, er wirft ihm vor, das Hof- und Weiberleben habe ihn verdorben; als Weislingen ihn davon abbringen will, hält er ihm die Unwürdigkeit vor, seine Freiheit als Rittersmann, diesen Kernpunkt des Lebens für Götz, ganz aufzugeben und den Hofschranzen eines schlechten geistlichen Fürsten zu spielen.***) Weislingen nimmt sich im Sinne der Vertheidiger des Landfriedens der Fürsten an, die sich untereinander verbunden, um, was der so sehr von den Türken bedrängte Kaiser nicht vermöge, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Götz weist dies mit Fug als bloße Redensart zurück, hinter der sich die Herrschsucht und der böse

*) Daß Weislingen darüber mit einem andern Polen in Streit (zu Unfried, ein Ausdruck der Lebensbeschreibung gleich darauf) gekommen, ist Goethes Zusatz.

**) Nach der Lebensbeschreibung erzeigte damals Christoph von Giech Götz „viel Gutes“ und erklärte sich bereit, alles für ihn zu thun.

***) Er ist selbst stark genug (hat Arme) und starke Freunde stehen zu ihm.

Wille gegen die einzelnen freien Ritter, wie nicht weniger gegen den Kaiser, der auf unwürdige Weise von ihnen zum Besten gehalten werde, schlecht verstecke. Götz ist seiner Sache so gewiß, daß er Weislingen entlassen will, wenn er sich unschuldig fühlt. Daß sie es mit dem Landfrieden nicht redlich meinen, beweist schlagend die Art, wie der Bischof von Bamberg, der so gewaltig darauf gedrungen*), neuerlich sich wieder Gewaltthätigkeit gegen ihn erlaubt hat**), wobei gerade Weislingen ihm hülfreiche Hand geleistet.***) Da zeigt sich deutlich, um was es den Fürsten zu thun: sie wollen ihn, wie alle freie Ritter, aus dem Wege räumen, um nach Willkür schalten zu können; deshalb binden sie immer wieder mit ihm an, in der Hoffnung, ihn wegen seiner ewigen Fehden beim Kaiser zu verdächtigen und ihn so zu Grunde zu richten. Ein höchst glücklicher Zusatz der neuen Bearbeitung ist die Hervorhebung von Selbitz†) und Sickingen an unserer Stelle, da diese später neben Götz als die einzigen freien Ritter auftreten; auch spricht sich treffend hier die ritterliche Gesinnung, der innerste Kern ihres Wesens, in dem Entschlusse aus, eher zu sterben, als jemand die Luft zu danken außer Gott, und jemand Treu und Dienst zu leisten

) Ueber Götzens Anwesenheit auf dem Reichstag zu Worms, wo der Landfriede zu Stande kam, vgl. oben S. 66).

**) Er hat den Buben niedergeworfen, den Götz auf Kundschaft ausgesandt. Nach der Lebensbeschreibung hatte er den Buben dem ältern kölnischen Kaufmann entgegengeschickt, den er auf sein Ehrenwort, sich wieder auf der Rückkehr bei ihm einzufinden, nach Leipzig hatte reisen lassen.

***) Die hier und sonst vorkommende Betheurung bei meinem Eid (bei meiner Treu) ist aus der Lebensbeschreibung genommen.

†) So schreibt der Dichter später seinen Namen, früher nach der Lebensbeschreibung Selbiz.

außer dem Kaiser, womit es freilich besteht, daß sie sich bei einem Fürsten unter gewissen Bedingungen auf bestimmte Zeit in Dienst begeben, was indessen in unserm Drama fast ganz zurücktritt, nur in gelegentlichen Erwähnungen angedeutet wird. Götz hat gerade heraus gesprochen, wie es ihm ums Herz ist; er kann und will sich in keinen Wortstreit einlassen, die Sache selbst muß reden. Der Dichter bedient sich hier auf glücklichste Weise des kleinen Karl und des Mittagessens, um dieser Szene und dem ganzen ersten Haupttheile des Aktes einen bezeichnenden äußern Abschluß zu geben.

So steht das Bild des Götz und seiner Häuslichkeit in klaren Umrissen vor unserer Seele: der edle, treue, herzliche Ritter, der frei sich und das Seine wahrt, überall bereit, das gekränkte Recht mit Gewalt zu schützen, im Gegensatz zu den herrschsüchtigen Fürsten, welche die Ritter zu ihren Dienern und Schranzen erniedrigen möchten und sich nur verbunden haben, um ihrer Willkür freiesten Raum zu schaffen, ist leibhaftig aufgetreten; auch seine Gattin und Schwester und den Knaben haben wir gesehen, der in ritterlicher Kraft nichts weniger als dem Vater ähnlich zu werden verspricht; sein Jugendfreund und jetziger Gegner hat sich in seiner Schwäche und unwürdigen Stellung vor uns enthüllt. Im Gegensatz zur Burg des edlen Ritters entrollt sich nun das Bild des bamberger Hofes, wo man, wie wir gleich hören, seine ganze Hoffnung auf Weislingen gesetzt hat; besonders denkt der edle Bischof durch diesen dem ihn beständig „molestirenden" Götz beim Kaiser, der eben zu Augsburg seinen Hof halte, nächstens beizukommen. Um so schrecklicher fällt die Nachricht von seiner Gefangenschaft in die behagliche Tischgesellschaft. Die Unwissenheit des Abts von

Fulda (eines Abtes von Fulda gedenkt auch die Lebensbeschreibung)*) und das nichtige Vornehmthun des Bischofs von Bamberg, dessen Trunksucht im Entwurf gelegentlich scharf bezeichnet wurde**), sind ebenso köstlich geschildert wie der gelehrte Doktor Olearius und der lustige Rath Liebetraut, der mit seinen scharfen Hieben immer den rechten Fleck trifft und den einen auf Kosten des andern lachen macht.***) Das „Weinfaß von Fuld" weiß seine Theilnahme an dem Unglück nur zu der biblischen Bezeichnung einer Hiobspost zu erheben†); der geistliche Herr verlangt gleich weiter zu trinken, wogegen der gelehrte Olearius nach einem gangbaren lateinischen Spruchverse††)

*) Wenn der Bischof sagt, das Reich sei eine Mördergrube (vgl. Matth. 21, 13), so soll der Zusatz, Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angrenzenden Länder würden verheert, die nächste Nachbarschaft nur beispielsweise anführen. Die andern Theile des Reiches können dadurch, daß es in jenen Ländern so wüst hergeht, doch nicht zur Mördergrube werden, wie Dreneckmann (S. 5) glauben muß; auch deutet „trotz ein vierzig Landfrieden" auf das ganze Reich.

**) Er mißversteht das von Olearius gebrauchte explicite [ausdrücklich]. — Bei dem einäugigen Marschall von Wildenholz schwebt der gelegentlich in der Lebensbeschreibung erwähnte einäugige Marschall von Pappenheim (Pappenheim) vor.

***) Ohne Ruhm zu melden, ohne zu schmeicheln, wie in der Lebensbeschreibung ohne Ruhm zu reden steht. — Statt Fleiß anwenden hat diese nach älterm Gebrauch Fleiß ankehren.

†) Hier hat der Dichter in der spätern Bearbeitung leider Liebetrauts Bemerkung gestrichen, Weislingen könnte unvergleichlich geworben sein, wenn er nicht an den Hof gekommen; lieber würde man die anzügliche Stelle über Liebetrauts Aufenthalt zu Frankfurt missen, wo sie zur Krönungszeit Maximilians (damals fand die Krönung noch in Aachen statt) an den schönsten Frankfurterinnen genascht. Uebrigens ward erst Maximilian II. in Frankfurt gekrönt. — Daß kein Prophet in seinem Vaterland etwas gelte, ist sprüchwörtlich, nach Matth. 13, 57.

††) Daß einer „entronnen, es anzusagen" ist nach Hiob 1, 15.

†††) Der Vers der sogenannten salernitanischen Schule lautet übersetzt:
„Nach Tisch mußt du stehn oder tausend Schritt dich ergehen."

einen Spaziergang im Garten vorschlägt, wozu sich denn auch der schwer bewegliche Abt bequemen muß. Dadurch, daß der Bischof den Knecht selbst sprechen will (*selbst* ist mit *ihn*, nicht mit *ich* zu verbinden), erhält die Szene einen glücklichen Abschluß. Was wir von den Worten des Bischofs über die Abstellung der Fehden und von seinen Aeußerungen über Sickingen, Selbitz und Götz zu halten haben, wissen wir aus der vorigen Szene. Von dem Schritte, welchen dieser für Weislingen zu thun beabsichtigt, sollen wir erst auf Jaxthausen erfahren, nachdem Weislingen auf ewig an Götz gekettet scheint.

Zwischen dieser und der *zweiten Szene auf Jaxthausen* liegt die Absendung eines Boten nach Bamberg. Der weiche Weislingen hat, ganz von den stillen Reizen der reinen, liebevoll ihm zugewandten Maria hingerissen, ihr seine Liebe gestanden. Eben finden wir sie in einem herzlichen Gespräch begriffen, nachdem dieser wiederholt seine Liebe betheuert hat, deren Glut er schwer zurückhält*); kann er auch nicht gleich den Bund, dessen Seligkeit er jetzt so innig fühlt, feierlich schließen, da er erst seine Güter in Ordnung bringen muß, so sollen doch Götz und dessen Gattin gleich ihre Verbindung segnen. Der treuherzige Götz, der die Nachricht von der Rückkehr des Boten bringt, gibt sich dem

*) Die Einleitung der Szene hat sich Goethe hier, wie auch mehrfach im folgenden, sehr leicht gemacht, indem er den zuerst Sprechenden an die eben vernommene Rede, mit „sagt ihr", „sagst du", „sagtet ihr", oder mit einer bloßen auf das Gehörte bezüglichen Frage anknüpfen (so im zweiten Akte in drei Szenen hintereinander) oder auf eine Frage antworten oder sonst auf das vorausgegangene Gespräch sich beziehen läßt. Dazu nöthigte der rasche Gang der so häufig von Ort zu Ort springenden Handlung, die kein Ausspinnen der einzelnen, oft bloß zur Andeutung des Zusammenhangs eingeschobenen Szenen gestattete.

frohen Gedanken ihrer unzertrennlichen Einigkeit mit voller, durch das Glück seiner Schwester zum Höchsten gesteigerter Freude hin*), in der Ueberzeugung, er sei nun mehr als je im Stande, die Willkür der Fürsten in Schranken zu halten. Auch das Eintreten der Gattin ist sehr geschickt**) zur Ausführung der glückverheißenden Verlobung benutzt.

Weislingens herzliche Wonne, die sein Herz kaum zu fassen vermag, die ihn zum gerührtesten Danke gegen den Himmel stimmt, spricht das folgende Selbstgespräch aus, aber auch seine bisherige Abhängigkeit von elenden Menschen und seine neuerwachte Liebe zum Jugendfreunde; dieser hat ihn durch seine eindringlichen Worte sich selbst wiedergegeben, Mariens reines Herz seine Sinnesänderung vollendet. Jetzt leuchtet ihm die frohe Einsicht entgegen, daß das Glück nur in uns selbst ruht, daß es der Ausfluß der edlen Gesinnungen und Triebe ist, denen wir mit freier Seele folgen.

So scheint er völlig bekehrt, als ihm der Versucher in der Person des von Bamberg zurückgekehrten, von der Schönheit Adelheidens bezauberten Boten naht. Franz wendet vergeblich

*) Wenn Götz bemerkt, daß Weislingen nicht ganz frei aussehe, so schaut er tief in sein Herz, das sich durch Götzens wahre Größe gedemüthigt fühlt im Gegensatz zu seiner frühern Abhängigkeit, wie dies das folgende Selbstgespräch zeigt. Lichtenberger meint, diese Stelle sei im ersten Entwurf, aus dem sie beibehalten wurde, angebracht gewesen, jetzt nicht mehr. — Die Vermuthung von Minor und Sauer, bei Götzens Schilderung der Burg Weislingens schwebe die Gegend von Ehrenbreitstein vor, zeigt sich bei genauerer Betrachtung unhaltbar. Uebrigens ist die Erwähnung der auf den Fluß steil gehenden Fenster des großen Saales bedeutend für den fünften Akt, wo Franz aus einem solchen solchen springt.

**) Was schafft ihr? volksthümlich für „Was gibts?" Freilich ist die ursprüngliche Bedeutung „Was begehrt ihr?" Vgl. Faust I, 2163. Daran, daß Elisabeth gerufen worden, ist nicht zu denken.

alle Mittel an, ihn an den bamberger Hof zurückzuziehen. Vom Bischof und dem bambergischen Lande bringt er ihm die freundlichsten Grüße. Jener habe zuerst alles für ihn thun, den Buben des Götz herausgeben wollen, ja noch Geld dazu; doch als er vernommen, Götz entlasse ihn auf sein Wort, seinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub zu thun, habe er einen andern Ton angestimmt und die Ausgleichung sein lassen. Hatte Götz eben erst gegen Weislingen geäußert, er wolle ihn jetzt auf sein Wort freigeben, so schließt dies freilich nicht aus, daß er das Versprechen, ihn frei zu lassen, schon früher gegeben, und so konnte Franz diese Nachricht dem Bischof mittheilen, der sich seinetwegen nicht zu ängstigen brauche; doch wünschte man dies, so wie Franzens Sendung überhaupt, bestimmter angedeutet. Als dieser zu seiner höchsten Verwunderung vernimmt*), Weislingen wolle gar nicht nach Bamberg zurück, tritt er mit der glühendsten Schilderung der Wunderreize des daselbst weilenden „Engels in Weibergestalt" hervor. Der arme Junge, der an nichts weniger als an den Vortheil des Bischofs denkt, ist durch die strahlende Schönheit der viermonatlichen Wittwe sich selbst entrückt, so daß er nur in ihrer Nähe leben kann; deshalb strengt er alle Kräfte leidenschaftlich an, seinen Herrn nach Bamberg zurückzubringen. Franz ist die bis zur Raserei überspannte sinnliche Liebesglut; in stürmende Liebeslust ist sein ganzes Wesen aufgelöst, und so spiegelt sich in ihm Adelheidens unendlicher Liebreiz, ehe diese selbst vor uns tritt. Doch Weislingen widersteht diesen Lockungen, da ihn Mariens reine Seele mit

*) Hierzu stimmt nicht wohl, daß wir bald darauf hören, Franz wisse von Weislingens Verlobung, deren Kunde sich gleich im Schlosse verbreitet hatte, man müßte denn an eine verstellte Verwunderung denken.

wundervoller Süße umweht; gleich will er nach seinem Schlosse zurück, Bamberg nicht wiedersehn, selbst wenn ein Heiliger statt des Bischofs ihn dorthin riefe.*) Franz aber gibt noch nicht alle Hoffnung auf; wodurch er seinen Herrn wieder nach Bamberg zurückbringen könne, sieht er freilich noch nicht, wie er sich denn überhaupt gar nicht klar wird, ja nicht einmal daran denkt, daß Adelheid ihm Weislingen vorziehen und ihn durch die dem Herrn gewährte Gunst zu Tode quälen werde; nur das fühlt er, daß er unwiderstehlich von Adelheidens Reizen hingezogen wird, er selbst, und somit auch sein Herr, nach Bamberg muß, daß dieser in der einzigen Frau das finden wird, was ihm die stille Maria nicht zu bieten vermag, glühendstes Leben und begeisternden, ihn über sich selbst emporhebenden Muth. Hiermit ist die Exposition des Stückes in echt dramatischer Weise vollendet. Der Bischof von Bamberg wird kein Mittel unversucht lassen, auf den Zurückgekehrten zu wirken; wir kennen Weislingens Ehrsucht und die Anziehung, welche schöne Frauen auf ihn üben, wir wissen, daß eben am dortigen Hofe eine wunderreizende Wittwe waltet, deren Netzen der schwache Mann, wie wir fürchten müssen, nicht ent-

*) Der Dichter hatte früher den heiligen Gregor den Großen genannt, an dessen Stelle jetzt der vielfach angerufene St. Veit steht. Seltsam meint Dunger, St. Veit solle hier, wie sonst wohl, auf den Teufel deuten. Otto I. hatte die Gebeine dieses uralten christlichen Ritters und Märtyrers von St. Denis nach Corvei bringen lassen, und seit dieser Zeit sollte das deutsche Reich durch seine Gnade an Macht gewachsen sein, wie früher Frankreich durch den Besitz seiner durch Fulrad nach St. Denis gebrachten Gebeine. So galt er denn als einer der mächtigsten Schutzheiligen Deutschlands und als solchen setzte ihn Goethe an die Stelle des großen Gregor. Vgl. Kessels Abhandlung über St. Veit in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" XVIII, 158 ff. Veit heißt auch einer der Berlichingischen Reiter gleich in der ersten Szene und der Bruder Martin kommt von St. Veit.

gehn wird, wie sehr ihn auch augenblicklich die in der Einsamkeit ihm so lieblich erschienene, ihm rein hingegebene zarte Maria gefesselt hat. So entläßt uns der erste Akt voll gespannter Erwartung.

Zweiter Akt.

Weislingen wird wirklich für Bamberg gewonnen, dazwischen aber schlingt sich die Vorbereitung zu dem von Götz zu unternehmenden Ueberfall der nürnberger Kaufleute, welcher Weislingen eine erwünschte Handhabe zur Feindseligkeit gegen Götz bieten wird, dem er sich noch eben verpflichtet hat. Es wechseln demnach Szenen in Bamberg mit solchen, in denen Götz erscheint, doch dienen die letztern auch zur Entwicklung des weitern Verhaltens von Weislingen. So schreitet die Handlung in rascher Umgestaltung der Verhältnisse fort und eilt der den Helden in höchste Noth versetzenden, den Mittelpunkt bildenden Reichsacht (im dritten Akte) zu, in welcher Götz sich als echter deutscher Ritter bewährt.

Am bamberger Hofe finden wir außer dem Bischofe, dem Kreise von Hofleuten und Frauen und dem uns bekannten lustigen Rath die jetzt hier herrschende Adelheid; sie ist mit dem Bischof im Schachspiel begriffen. Des Schachspielens hatte schon Franz gedacht. Liebetraut, der immer für Unterhaltung sorgen muß, singt zur Zither ein Lied, welches die einschmeichelnde Gewalt des Liebesgottes über die Damenherzen besingt, die er nicht gewaltsam zu erobern braucht, da ihm alle entgegen-

schmachten.*) Der Schalk deutet mit diesem Liede auf die junge Wittwe hin, die an den Hof gekommen, sich einen Liebhaber zu angeln, wenn gleich alle Hofdamen sich in dem Liede spiegeln können, welches uns so recht in den Kreis der frivolen Hofwelt einführt, dem der Hofnarr etwas der Art bieten darf.**) Liebetraut läßt seine drolligen Späße auch über das für einen König erfundene und von diesem Erfinder reichlich belohnte Schachspiel ergehn***), wobei er mit den „Schwachen, die ein starkes Gewissen haben", auf den Bischof selbst zielt (das Recht der Narren war unbeschränkt), wie er, nach Aufhebung des Spiels, bei welchem der Geist des Bischofs nicht verweilen konnte, mit dem Spott auf die Lücken der Geschlechtsregister Adelheiden und mit dem Vorwurf der Charakterlosigkeit und des Mangels an wahrer Rittertugend die versammelten Hofleute trifft. Gleich darauf vernehmen wir, daß eben die Nachricht von Weislingens Ablehnung ge-

*) In der ersten Ausgabe der Werke (1786) schrieb Goethe V. 2 kam Amor geflogen, V. 3 die Fackel in Brand statt mit Fackel im Brand, V. 4 muthig bekriegen, V. 5 männlich besiegen. Die dritte (1816) hat, mit Ausnahme von V. 3, die frühern Lesarten wieder hergestellt. — Muthilich, männilich sind spielend gedehnte Formen für muthlich (muthig), männlich, nicht etwa aus muthiglich, männiglich abgeschliffen. V. 2 dürfte kaum Cupido den Vorzug verdienen, da das Zeitwort nicht fehlen kann, auch der Gleichklang kam Amor kaum stört. V. 14 ist der Druckfehler witzig statt willig aus der dritten Ausgabe in die letzter Hand übergegangen.

**) Im Entwurf finden wir ein ganz anderes Lied, welches im Gegensatz zum tapfern Ritterkampfe den unblutigen Sieg im Felde der Liebe feiert. Auch dieses Lied hat Liebetraut mit entschiedenster Absicht gewählt, da er in der Schönheit das einzige Mittel sieht, Weislingen wieder an den Bischof zu fesseln.

***) Nach der Sage ließ der König von Indien den Erfinder seine Belohnung selbst bestimmen; seine klug gestellte Forderung schien diesem sehr bescheiden, aber es zeigte sich bald, daß er sie nicht zu erfüllen vermöge.

kommen. Adelheid scheint schon alle Hoffnung seiner Rückkehr aufgegeben zu haben, wenn anders ihre Aeußerung, der Bischof möge sich die Sache aus dem Sinne schlagen, ernstlich gemeint ist, da sie selbst auf den seltenen Vogel gespannt war, an welchen sie durch Franz ein einladendes Wort hatte gelangen lassen. Liebetraut dagegen erbietet sich, Weislingen, den er von Grund aus kennt, baldigst herbeizuschaffen, wenn er Adelheidens dabei gedenken dürfe.*) Daß Ehrsucht und Frauengunst jenen ganz beherrschen, deutet er in den Worten an: „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau! da reißt sich kein Weisling**) los", die den Zweifel beschwichtigen sollen, es werde schwer sein, ihn in Bamberg festzuhalten, wo freilich Adelheid die Hauptsache thun muß.

Die kurze Szene auf Jaxthausen belehrt uns, daß Götz sich gegen die Nürnberger, denen er nach altem Brauch einen Fehdebrief geschickt, mit Hans von Selbitz verbunden hat. Als Veranlassung wird der Nürnberger Verrath seines Buben an den Bischof von Bamberg bezeichnet, wodurch der Dichter eine enge Anknüpfung gewinnt, nur wünschte man eine Hindeutung darauf schon gleich in der ersten Szene oder im frühern Gespräch zwischen Götz und Weislingen.***) Auch steht damit die Aeußerung von

*) Die spottende Frage Liebetrauts: „Wird man das (gescheidt)?" deutet auf die Klugheit als eine angeborene Gabe, wie der Scherz mit der Lockpfeife auf ihre hold wirkende Liebesgunst, deren Reiz sich kein männliches Herz entziehen könne.

) Hier schwebt eine Anspielung auf den Fisch Weißling vor, woher auch die verkürzte Form. Sickingen nennt ihn verächtlich Weißfisch, was eine andere Bezeichnung des Weislings. Das Wortspiel weist keineswegs auf die Bedeutung des Namens Weislingen hin. Vgl. S. 65.

***) Im Entwurf ward die heimliche Gefangennehmung von Hans (vielmehr Fritz) von Litwach nach der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 57) als Veran-

Götz IV, 2 im Widerspruche, um seinen Jungen zu befreien, sei er gegen die Nürnberger ausgezogen. Götz und Selbitz fühlen sich hier recht in ihrem Element, da die mit den Pfaffen stets verbundenen Städte ihre geschworenen Feinde sind. Bei Götzens Aeußerung über den Burgemeister von Nürnberg schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Und wolte ich damalen denen von Nürnberg wol all ihr Kriegs-Volk auch den Burgermeister selbs (der eine große guldene Ketten am Halß hangen, und ein Küriß Bengel in der Hand hett) . . . mit der Hülff Gottes geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben.“*) Schon morgen oder übermorgen wollen sie ausziehen, da nürnberger Kaufleute auf der Rückkehr von der frankfurter Messe in der Nähe vorüberkommen werden.**)

Daß Liebetrauts Sendung, den besten Erfolg gehabt (die dramatische Darstellung mußte der Dichter wie bei so vielem andern sich versagen) und Weislingen wirklich nach Bamberg gekommen, wo denn Adelheid sich anschickt, den seltenen Vogel zu fangen, stellt die Szene in Adelheidens Zimmer zu Bamberg in einer Unterredung zwischen der schönen Frau und ihrem Kammerfräulein, später mit Liebetraut dar, der auch hier als unanständiger Possenreißer, wie ihn Adelheid empfängt***), sich nicht verleugnet. Bei dem Scheuen von Weislingens Roß an der zum Schloßthore

lassung angegeben. Wustmanns Annahme, Götz habe den Verrath der Nürnberger erst später entdeckt, fördert nichts.

*) In all seinem Witz sieht Wustmann eine Anspielung auf den sprichwörtlichen nürnberger Witz.

**) Daß bamberger Kaufleute mit den nürnberger ziehen, fällt auf; es findet sich aber schon im Entwurf in Widerspruch mit III, 1.

***) In diesen unanständigen Witzspielen ist Shakespeares Einfluß nicht zu verkennen.

führenden Brücke (im Entwurf am Schloßthore selbst) dürfte das Roß von Hastings vorschweben, das sich bäumte, als es den Tower erblickte, nach Shakespeare (Richard III, III, 4). Kaiser Maximilian hatte nicht lichtbraune Augen, welche ihm das Fräulein beilegt, sondern hellblaue, aber schönes, blondes Haar und eine Adlernase. Liebetraut berichtet, wie ihm sein Kunststück gelungen, wie er von Götz gar nicht gesprochen, dagegen die Erinnerung an Bamberg durch unmerkliche Kleinigkeiten erregt, und als er eine gewisse Sehnsucht darnach erweckt, Weislingens Herrsch- und Frauensucht und seine Eitelkeit zu seinem Zwecke benutzt habe. Vergebens sucht Adelheid dem Fräulein ihre Absicht auf Weislingen zu verbergen; als sie sich allein fühlt, muß sie die gespannte Aufregung ihres Herzens sich gestehn. Wie aber könnte Weislingen der reizenden Frau entgehn, die alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Schönheit und Schlauheit gegen ihn spielen lassen wird!

Im Spessart (die Szene sollte sich nicht bloß aus der Ueberschrift ergeben) finden wir Götz und Selbitz, die gegen die Nürnberger aufgebrochen sind. Götz hat den jetzt als Reiter mitgenommenen Buben Georg zu Weislingen geschickt; durch ihn erfährt er nun zu seiner Ueberraschung, daß dieser in Liebetrauts Begleitung Tags zuvor nach Bamberg gereist sei. Kann auch Götz, trotz des sonderbaren Scheines, den Glauben an Weislingens Treue nicht aufgeben, so will er doch, besonders da Selbitz sein ernstes Bedenken nicht verhehlt, sich sofort von der Lage der Sache überzeugen. Georg soll zu Weislingen nach Bamberg, und zwar in bambergischer Tracht. Der kühne Auftrag erfüllt den kecken Jungen, der heute sein erstes Reiterstück leisten soll, mit freudigem Muth. Ohne weiteres nimmt Goethe an,

daß sie von einem bamberger Reiter, der im Namen des Bischofs Kaufleuten Geleit (Sicherheit) gegeben, dessen Kittel und Geleitszeichen erbeutet haben.

Wie Weislingen trotz seines Widerstrebens in Bamberg zurückgehalten wird, stellen die folgenden drei Szenen dar. Der eindringliche Zuspruch des Bischofs (die genauere Szenenangabe fehlt) bleibt nicht ohne Wirkung, da dieser seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er seine Bedeutung hoch anschlägt und nicht minder die Stimme der Liebe erhebt. Der Bischof wirft Weislingen vor, daß er sich habe verpflichten können, ihm zu entsagen, während er früher, wie wir von Franz wissen, zufrieden war, daß dieser dem Götz nur sein Wort gegeben. Damals schien ihm ein solches Wort nichts, weil er meinte, er dürfe ja dieses ganz unbedenklich brechen; aber weil dies später Adelheid ausführt, muß der Bischof hier in anderer Weise auf ihn wirken. Den Uebergang zu dem Besuche Adelheidens macht sehr glücklich die Meldung von Franz.

Diese betrachtet es, wie ihr Gespräch mit ihrem Fräulein zeigt, als eine Ehrensache Weislingen zu fesseln, zu dem sie keine besondere Liebesneigung empfindet, wie denn überhaupt die Herrschsucht bei ihr entschieden über die sinnliche Lust das Uebergewicht hat. Mit Spott nimmt sie seinen angeblichen Antheil an ihrem Unwohlsein auf; sie wisse besser, daß er nichts nach ihnen (der Partei des Bischofs) frage, und sie drängt ihn, nur dorthin zu gehn, wohin es ihn ziehe. Als er aber seines Eides gedenkt, da verhöhnt sie seine Gewissenhaftigkeit; treues Worthalten sei nur eine romantische Fiktion*), wie die schönen

*) Es klingt wie Hohn, wenn sie sich hierbei der Betheurung bei meinem Eid (vgl. oben S. 81***) bedient. Lichtenberger meint, Goethe habe den Ausdruck

Geschichten des Theuerdank.*) Dem Götz Wort zu halten sei er am wenigsten verpflichtet, da dieser ein Räuber; hinter seiner Weigerung müsse etwas ganz anderes stecken, sonst würde er sich gewiß nicht bestimmen lassen, mit einem solchen der kaiserlichen Acht verfallenen Störer des Landfriedens gemeinsame Sache zu machen.**) Und da er Götzens Liebe und Freundlichkeit gegen ihn in Anschlag bringen will, sieht sie voraus, wie dieser ihn ganz beherrschen, übermüthig und stolz ihn mißbrauchen werde, wobei sie nicht verfehlt, den innigen Antheil durchblicken zu lassen, den sie selbst an ihm nehme, da sie alles, was sie bemerke, nur um seiner eigenen Freiheit willen sage, wie sie ihre Neigung zu ihm eben in der Bezeichnung seiner sanften Seele angedeutet hat. Allein rasch springt sie zum kalten Spotte über, daß er ja gehn müsse, und als er sich über ihren theilnamlosen Blick beklagt, hält sie ihm vor, sie habe ihrem Feinde nichts weiter zu sagen. Der liebevollen Sehnsucht, die sich in Weislingens schmachtendem Blick und Wort („Adelheid!") verräth, setzt sie die Versicherung entgegen, daß sie ihn jetzt schon, wie es sich gegen den Feind gebühre, hasse. In diesem Augenblick eilig zum Bischof beschieden, wie könnte er auf solche Weise von ihr scheiden! Er entfernt sich mit der Betheurung, daß er sie wiedersehn müsse. Adelheid

---

hier unbedacht gebraucht. Mariens wird hier und im ganzen Akte weder von Weislingen, noch von Adelheiden und dem Bischof gedacht. Geschieht dies absichtlich?

*) Das von Maximilian I. entworfene, von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführte allegorisch moralisirende Gedicht Tewrdanck erschien erst 1517. Solche und stärkere Zeitverschiebungen kümmern Goethe nicht.

**) „So seid ihr ein Chamäleon?" In einem Briefe vom Juni 1764 sagt Goethe von sich selbst, er gleiche ziemlich einem Chamäleon. Statt des Fragezeichens von 1786 dürfte der frühere Punkt vorzuziehen sein. Ursprünglich fehlte ein.

weiß hieraus besten Vortheil zu ziehen; sie befiehlt ihn abzuweisen, wenn er sich melde; das scheint ihr das sicherste Mittel, ihn zu halten.

Die wirkliche Abweisung Weislingens, welche diesen zum Verweilen bestimmt, ist übergegangen. Wir treffen Weislingen in seinem Vorzimmer, wo er Franz erklärt, diesen Abend nicht wegreiten zu wollen. In dem treffend veränderten Selbstgespräch*) hält er sich zunächst seinen eben gefaßten Vorsatz voll Verwunderung vor; die Stimme des Gewissens mahnt ihn, ja auf seiner Hut zu sein. Das böse Anzeichen des scheuenden Pferdes wagt er nicht als bedeutungslos zu verwerfen. Sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht er nach Gründen, die ihn bestimmten (den wahren wagt er nicht sich zu gestehn), und er beruhigt sich durch die Versicherung, daß nichts ihn dem Götz und seinem Worte untreu machen solle. Zwar beschleicht ihn der Gedanke, wie schwer ihm das Scheiden sein werde, aber noch immer traut er es sich zu, ja er begrenzt sogar die Zeit seiner Abreise. Man fühlt es dem ganzen Selbstgespräch an, wie er, trotz alles Gegenringens, schon die Widerstandskraft verliert: an sein morgen und das sich unmittelbar anschließende übermorgen glaubt er im Herzen selbst nicht.

Wie rasch Adelheidens Kunst den schwachen Weislingen seinem Wort und seinen besten Vorsätzen untreu gemacht hat, erfahren wir in der wieder im Spessart zwischen denselben Personen wie früher spielenden Szene von dem an ihn abgesandten Georg. Auch hier findet sich zwischen den zwei unmittelbar an

*) Im Entwurf, wo der Monolog an Ueberladung und Unklarheit litt, wies Weislingen ohne weiteres die trüben Ahnungen als thörichte Einbildungen ab.

einander gerückten Szenen ein etwas störender zeitlicher Sprung; der Entwurf hatte die Lücke durch eine Szene zwischen Marien und Elisabeth ausgefüllt. Georg tritt als tüchtiger Reiterbube, der sich klug durchzubringen weiß und das Herz auf dem rechten Fleck hat, lebendig hervor.*) Die reineckischen Bauern nahm Goethe aus der Lebensbeschreibung, welche reineckischer Knechte gedenkt; es sind Knechte des Grafen von Rheineck am Main, unterhalb Würzburg, gemeint. Mit Götzens tiefem Schmerz, daß Treue und Glauben ihn wieder getäuscht**), sollte der Akt, wie im ersten Entwurf, sein Ende finden; allein Goethe wollte bei der Umarbeitung noch schildern, wie Adelheid Weislingen gegen Götz immer bitterer aufregt, und er schob eine den wirklichen Ueberfall der Nürnberger andeutende Szene ein.

Das Gespräch zwischen Adelheiden und Weislingen eröffnet uns einen tiefen Blick in die Kämpfe, die letzterer zu bestehn hatte, ehe er sich zum Verrath an Götz entschließen konnte; dabei verräth sich auch die Art, wie Adelheid auf ihn gewirkt. Sie setzt einen längern Zeitraum nach der zweitvorhergehenden voraus. Dies steht aber damit in Widerspruch, daß wir den Ueberfall der Nürnberger nicht so weit hinausrücken dürfen. Adelheid ist ärgerlich, daß Weislingen, von dessen Thatkraft sie sich eine sehr hohe Vorstellung gemacht hatte, sich dem Mißmuth hingebe***) und in Unthätigkeit versinke. Dieser findet

*) Das macht, das kommt daher.

**) In der Lebensbeschreibung bemerkt Götz, all sein Unglück sei daher gekommen, daß er auf das Wort seiner Feinde sich verlassen, vertraut, und gemeint, andere Leute sollten so thun, wie er sein Tag gethan habe und, so Gott wolle, noch zu thun denke.

***) Ohne Metapher zu sprechen. Man stellt den Ruf als eine Frau mit hundert Zungen dar, aber hier ist von der überall vernommenen Ansicht die Rede. —

sich zunächst durch ihre Vorwürfe verletzt und erbittert; erst als Adelheid wieder einlenkt und ihre Liebe zu ihm vorkehrt, deutet er die Ungerechtigkeit ihrer Klagen an, indem er auf die Qualen hinweist, die es ihm gemacht, von Götz abzulassen; gesteht er auch, daß die neue Verbindung mit diesem eine Uebereilung gewesen, so war doch der Eindruck seiner Treue und Liebe zu gewaltig, als daß es ihn nicht bitter schmerzen sollte, wider ihn zu wirken. Aber endlich hat er sich entschieden, schon hat er mit Götz offen gebrochen, und so muß er sich gegen ihn vorsehn. Deshalb hat er durch Verstärkung seiner Reiter sich gegen jeden Ueberfall gesichert, und auch beim Kaiser ihn verdächtigt; bei dem bevorstehenden Reichstag hofft er seine Absicht gegen ihn durchzusetzen. In Adelheidens Frage: „Ihr geht hin?" spricht sich ihre volle Freude aus, welche die eben schmollende und spottende Frau doppelt liebenswürdig macht, so daß Weislingen nicht umhin kann, die sehnsüchtige Hoffnung auf ihre Hand anzudeuten. Sehr geschickt stellt sie ihm die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht*), wenn er sein Werk

Der kranke Poet jammert, weil er sich in den Ergüssen seiner Begeisterung gehindert fühlt. Aber das gesunde melancholische Mädchen spottet jedes Deutungsversuches. Goethe schrieb wohl ungesundes; das ungesunde Mädchen verzweifelt trübsinnig an der Welt, die ihm keinen Genuß bietet. Wustmann und Chuquet denken bei gesund an die natürlichen Gefühle des Herzens im Gegensatz zu dem höhern Streben großer Seelen nach Ehre und Macht, von denen Adelheid beseelt wird. Aber dies kann nicht im bloßen gesund liegen, es müßte dabei auch die Verliebtheit bezeichnet sein.

*) Adelheidens Aeußerung: „O ihr Ungläubigen! immer Zeichen und Wunder!" deutet auf das Wort des Heilandes Joh. 4, 48. — Du kannst scherzen, da du nicht, wie ich, den zu bekämpfen brauchst, den du liebst und bewunderst. Den Scherz findet er darin, daß sie ihre Liebe mit der Politik in Verbindung bringt.

vollende, den Kaiser auf ihre Seite bringe, diesen Götz und ihre eigenen Feinde vernichte.*) Dem auf endliche feste Zusage dringenden Weislingen weicht sie in anmuthig andeutender Weise aus**); ihr schalkhaftes Lächeln reißt diesen ganz hin, so daß er nichts Höheres kennt als durch Erfüllung ihrer Wünsche sich das wonnigste Glück zu gewinnen.

In der den Ueberfall der Nürnberger andeutenden Schlußszene weist der Dichter zugleich darauf hin, wie in dieser verworrenen Zeit sich jeder selbst Recht verschaffen müsse, da solches auf gerichtlichem Wege nicht zu erlangen sei. Freilich hatte Maximilian zur Schlichtung von Rechtshändeln das Reichskammergericht zu Frankfurt (später zu Speier) eingesetzt, aber auch dies war nicht im Stande, den Rechtsverletzungen Einhalt zu thun, der Willkür der Großen zu steuern. Goethe, der unsere Szene schrieb, nachdem er sich mit der Geschichte des 1693 nach Wetzlar verlegten Reichskammergerichts und mit den damaligen Zuständen desselben durch eigene Anschauung bekannt gemacht, überträgt zu seinem Zwecke die Ausartung auf die früheste Zeit und stellt die Verschleppung und Bestechung als Ursünden des Gerichtes dar. Ueber die Visitationen vgl. meine Erläuterungen zu „Wahrheit und Dichtung" S. 167. Als Goethe 1772 nach Wetzlar kam, war die von Kaiser Joseph 1766 verordnete Visitation in vollem Gange, bereits mehrere der Assessoren, unter ihnen Johann Hermann von Pape, genannt Papius, wegen Bestechung kassirt, was Goethe, der zu Wetzlar über die Geschichte viel hin

*) Schon Liebetraut hatte der Verdrießlichkeiten gedacht, welche Adelheid wegen ihrer Güte habe. Bei dem „stolzen Herzog" schwebt Ulrich von Württemberg vor.

**) Ein Tag bringt den andern, die Zeit geht fort und bringt neues. Aehnlich sagt man: „Die Zeit bringts" u. ä.

und her reden gehört und den Mann selbst gesehen hatte, hier bestens benutzt. Der Name des „verfluchten schwarzen Italieners" Sapupi ist ein Anagramm von Papius, und wahrscheinlich sind auch andere Züge, wie das prächtige Gartenhaus mit dem großen Saal und die schwarzbraune Gesichtsfarbe, von Papius entnommen. Dieser soll über die handgreifliche Anspielung des Dichters sehr erbittert gewesen sein und mit einer Klage gedroht haben. Die Bestechungsgeschichte wird auf lebendigste, echt dramatische Weise in den Berichten des Brautvaters und des Bräutigams zur Darstellung gebracht.*) Götz räth zur Anzeige bei der kaiserlichen Visitation, obgleich er auf einen sichern Erfolg keine Aussicht machen kann; nur auf rasche Selbsthülfe hat er sein volles Vertrauen gesetzt, da er weiß, wie tief Bestechung und Unrecht eingerissen.**) Das Gespräch wird, was vielleicht

*) Borberger führt (Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte III, 480f.) eine ähnliche Geschichte zwischen zwei zürcher Bürgern aus Paulis Schimpf und Ernst an. Diese „lagen mit einander in den rechten, vnd triben grosen kosten vff einander, das sie einander schier verterbt hetten". Der eine geht mit seinem Sohne zu seinem Gegner, und schlägt diesem vor, er möge, damit man nicht über ihr Verderben spotte, die Tochter seinem Sohne zur Frau geben und sich mit ihm vertragen, was dieser freudig annimmt. Aber es könnte auch eine in Wetzlar erzählte Geschichte zu Grunde liegen oder Goethe sonst eine ähnliche gangbare Anekdote vernommen haben. — Endigt, wie jetzt durch die Hochzeit geschieht. Das Präsens von der bis zur Gegenwart sich erstreckenden Handlung.

**) Hier bedient sich der Brautvater des gemeinen is neben ist, wie er auch nit neben nicht braucht. — Das Frieren, volksthümlich vom kalten Fieber. — Die Perrucken, die Richter. — Herz, hier vom Sitze des Denkens, wie Seele. Lichtenberger denkt an die Vergleichung, als wäre es ihnen ans Herz gewachsen. — Maulaffe, von dem, der mit offenem Maule staunt, nach dem plattdeutschen apen (offen). — Das Wasser geht mir an die Seele, nach Psalm 69, 2 von großer Bedrängniß. — Scheel, wohl im Sinne von zweideutig.

passender schon früher geschähe, durch Georgs Nachricht vom Anzug der Nürnberger unterbrochen.*) Die Oertlichkeit „zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald" scheint willkürlich erfunden. Götz lauert nach den frühern Szenen im Spessart auf die Nürnberger, was wir freilich nicht allein durch die Ueberschrift der Szenen erfahren sollten; auf dem bezeichneten Wege befindet sich zwar ein Mühlbach bei Karlsstadt, aber kein Beerheim. Die Lebensbeschreibung erwähnt einmal eines Angriffs auf mehrere von Würzburg durch Habichtheil und Lengefeld dem Spessart zuziehende, nach Frankfurt reisende nürnberger Kaufleute; ein andermal wollte Götz gen Frankfurt ziehende Nürnberger zwischen Nürnberg und Fürth, ein drittesmal im Walde Hagenschieß überfallen.

So schließt denn der zweite Akt mit der gespanntesten Erwartung. Weislingen will auf dem Reichstage zu Augsburg alle Mittel gegen Götz in Bewegung setzen, und dieser ist eben im Begriff, ihm durch seine Niederwerfung der nürnberger Kaufleute eine erwünschte Veranlassung zum Einschreiten zu geben. Die Handlung hat sich im zweiten Akt rasch und lebendig entwickelt; nur sind an ein paar Stellen zwischen den Szenen störende Lücken, so daß wir einen unbequemen Sprung machen müssen, und der Angriff gegen die Nürnberger erfolgt wegen der zwischen den einzelnen Szenen liegenden Zeit nicht so rasch, als wir erwarten müssen, doch wird dieser Mangel durch die hinreißende Darstellung möglichst verdeckt.

*) Nachtims, als Abendmahlzeit, nahm Goethe aus einer Anmerkung Steigerwalds zur Lebensbeschreibung. — Zu ihr wollen vgl. S. 74**.

Dritter Akt.

Die Exekution wird gegen Götz beschlossen und rasch ausgeführt; nach manchen den Reichstruppen beigebrachten Schlägen erhält endlich Götz freien Abzug, aber das ihm gegebene Wort wird schmählich gebrochen. Nur in einer etwas ungelegen kommenden Szene wird die glühende Neigung von Franz zu der ihm gewogenen Herrin angedeutet. Während Weislingen Adelheidens Wünsche zu erfüllen sich beeifert, wendet sich ihr Herz dem von schwärmerischer Liebe entflammten Jüngling zu; zum erstenmal regt sich sinnliche Neigung in ihrer Brust, da sie sich so rasend geliebt fühlt: aber wie könnte ihren herrschsüchtigen Geist die rasende Liebe eines Dieners befriedigen!

Bei der Klage der Kaufleute in einem Garten zu Augsburg*) und der Erwiederung des Kaisers schwebt die Erzählung von Götz in der Lebensbeschreibung vor, wie er in der Fehde gegen die Nürnberger einmal durch Schuld des Kundschafters nicht den rechten Wagen angegriffen, die Kaufleute aber, in der Meinung, er habe ihr bestes Gut genommen, nach Augsburg zum Kaiser gelaufen, diesem zu Füßen gefallen und geklagt, daß sie jetzt verdorbene Leute seien und einen „unüberwindlichen Schaden, den sie und ihre Kind und Nachkommen nit überwinden kunten, empfangen hetten". Die Worte, welche der Kaiser gegen die Kaufleute spricht, sind fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Götz bemerkt dort, ihm sei diese Rede drei bis vier Tage später von einem vornehmen Herrn mitgetheilt worden,

*) Es ist ein öffentlicher Garten gemeint, in welchem der zu Augsburg gern weilende Kaiser Maximilian zu lustwandeln pflegt.

dem man sie von Augsburg geschrieben; sie habe ihm so wohl gefallen, daß es ihm im Herzen eine Freude gewesen.

Der Kaiser ist sehr mißmuthig, da er nur zu deutlich erkennt, wie die Fürsten bloß ihren eigenen Vortheil suchen, nach ihm und dem Reich nichts fragen, woran denn alle seine Unternehmungen scheitern, so daß er mit Bedauern auf sein ganzes vergangenes Leben zurückschauen muß. Der geschichtliche Maximilian durfte einen viel heiterern Rückblick auf sein Leben werfen, wenn es auch seinen äußern Unternehmungen, zum Theil nicht ohne seine Schuld, an nachhaltigem Erfolg fehlte: aber diese mannhafte Rittergestalt konnte Goethe zum Bilde einer versinkenden Zeit nicht gebrauchen. Die ewigen Händel sind seinem Kaiser höchst unangenehm*); dennoch findet Weislingen bei ihm keinen Eingang, wenn er diese unruhigen Köpfe, Sickingen, Selbitz und Götz**), auf die Seite zu schaffen räth; ja Maximilian ehrt deren Tapferkeit und Edelmuth, und möchte sich ihrer im Kriege bedienen, doch Weislingen sucht den schwachen Kaiser dadurch zu ängstigen, daß er auf die im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an mehrern Orten ausbrechenden Aufstände der ländlichen Bevölkerung, wie der Bundschuh im Bisthum Speier (1512), der arme Konrad in Württemberg (1517), hinweist. Er bezeichnet diese als Folge des gesetzlosen Zustandes, des durch die Fehden hervorgerufenen Schwindelgeistes, indem er, nach Art falscher Angeber, die wahre, in grausamem Drucke der schwelgerischen, geld- und genußsüchtigen Herren liegende Ursache verschweigt — ein altes, doch immer

*) Vor daß es stand im Entwurf noch „so", in der Lebensbeschreibung das ohne das folgende es.

**) Den Namen Berlichingen auszusprechen fällt ihm doch schwer.

neues, seines unseligen Zweckes selten bei den Fürsten verfehlendes Mittel. Aber der Kaiser besteht darauf, daß man diesen edlen Rittern nichts zu Leide thue*), auch noch als Weislingen ihn völlig überzeugt hat, daß man ihnen Einhalt thun müsse.

Das wirkliche Aussprechen der Reichsacht stellt der Dichter nicht dar; wir hören davon nur später, als sie in Vollzug gesetzt wird. In diesem Augenblicke, wo die Reichsacht schon über Götzens Haupt schwebt, fühlt sich ein anderer der mißliebigen Ritter, der edle Franz von Sickingen, auf das entschiedenste zu diesem hingezogen, so daß er eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihm wünscht. Gerade diese Vereinigung wirft auf den eben von Weislingen so schmählich verleumdeten, aber vom Kaiser noch immer hochgeehrten Götz ein schönes Licht, da nur dessen Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit Sickingen zu seinem Entschluß gebracht haben. In der mitten im Gespräch anhebenden Szene tritt der mannhafte Ritter mit wenigen sprechenden Zügen vor uns: sein edles Herz, sein entschiedenes Wollen, sein kräftiges Selbstbewußtsein erkennen wir in der Art, wie er um Mariens Hand bittet**) und alle Bedenken wegen der Verlobung mit dem niederträchtigen Weislingen zurückweist. Sickingens Einschreiten am Schlusse des folgenden Aktes veranlaßte den Dichter, ihn schon hier auf eine so bedeutsame, die Handlung innig verkettende Weise auftreten zu lassen.

---

*) Urfehde, das Versprechen, Ruhe zu halten und den bestimmten Bezirk (Bann) nicht zu verlassen. — Bann. Schon in Straßburg hatte sich Goethe angemerkt: „In Elsaß heißt die Terminei Bann, der Feldschütze Bannkert." Im vierten Akte braucht er dafür Terminei.

**) Verjammern und verbeten. Ver deutet auf das Hinbringen des Lebens, nicht auf das nutzlose Verschwenden hin.

Sofort führt er uns in das Lager der auf Exekution gegen Götz ausgesandten Reichstruppen, die ihn, wo möglich, lebendig gefangen nehmen sollen, was freilich dem Hauptmann und dem ältern Offizier eine bedenkliche Sache scheint, während der heißblütige jüngere, der, da er keine Vorstellung von solcher Riesenkraft hat, sich hier leicht die Sporen zu verdienen wähnt*), um die besondere Gunst bittet, den zur Beobachtung ausgeschickten Trupp zu führen. Hier erst erfahren wir, daß die Achtserklärung bereits an Götz abgesandt ist.

Auf Jaxthausen berichtet zunächst der zu Götz tretende Sickingen, daß Maria seinen Antrag nicht unfreundlich aufgenommen, ja, in ihrer Bestürzung den Antheil, den sie an ihm nehme, nicht habe verbergen können. Freilich sollte man glauben, die zarte Marie könne nach dem schmählichen Verrath ihrer Liebe nur in einem Kloster eine Zufluchtsstätte finden: aber man darf ihrer Liebe zu dem äußerst bedrängten Bruder wohl das Opfer zutrauen, daß sie, auch ohne Drang herzlicher Liebe, einem der edelsten Ritter, der mit so biedern Gesinnungen ihr naht, die Hand reiche — und der Dichter bedurfte einer solchen nähern Verbindung Sickingens mit Götz, die er mit Recht, da sie vor dem näher eindringenden Auge nicht die Probe bestehn kann, etwas ferner gehalten, nur mit wenigen Strichen angedeutet hat. Wünschen möchte man freilich, Maria hätte sich hierüber selbst gegen ihre Schwester ausgesprochen, besonders hervorgehoben, daß ihre Liebe zum Bruder sie besonders bestimme: allein hiervon hielt den Dichter die Erwägung oder das unbewußte Gefühl

*) Beim Lappen (früher Lippen) haben, volksthümlicher Ausdruck für gefaßt haben. In einem Briefe Goethes an Frau von Stein von 1780 steht ähnlich beim Lippen kriegen.

ab, daß er das Unwahrscheinliche der Sache, die Unmöglichkeit für Mariens Herz, dadurch erst recht ins Licht gerückt haben würde. Auch hier werden wir mitten in das Gespräch hereinversetzt. Götz hat eben die Achtserklärung empfangen. Daß er wegen der nürnberger Händel, aber nicht auf Veranlassung jenes augsburger Gnadengesuches der Kaufleute, in die Acht erklärt wurde, berichtet die Lebensbeschreibung in folgender Weise: „In summa summarum, das Reich verordnete 400. Pferd wider mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knecht waren, wie dann dieselbigen Feinds-Brief noch vorhanden, und kamen ich und mein Bruder (Philipp) in die Acht und Uberacht (Aberacht), und in etlich Städten schossen die Pfaffen und München auf der Canzel mit Lichtern zu mir*), und erlaubten mich den Vögeln in Lüfften, sie solten mich fressen, und ward uns alles genommen, was wir hetten, daß wir nit eines Schuhes breit mehr behielten.“**) Damals wurde die Sache vertragen, wogegen Goethe zu seinem Zwecke die Belagerung und Eroberung von Jaxthausen darstellen mußte, wozu er einzelnes von der Belagerung und Uebergabe des Schlosses Möckmühl herübernahm. Sickingen ist gleich zur Hülfe für seinen neuen Schwager bereit***), dieser aber lehnt sie in richtiger Würdigung der Verhältnisse ab; nur einige Reiter von ihm will er gern annehmen:

*) Indem sie angezündete Lichter zur Andeutung, daß sein Leben so verlöschen solle, ausbliesen.

**) In der alten Achtserklärung hieß es: „Wir theilen dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften.“ Auch ward von den Geächteten gesagt, sie seien „ihren Freunden verboten, ihren Feinden erlaubt“. Vgl. Schillers Tell 3212. Götz umschreibt die Achtsformel mit bitterm Spotte.

***) „Erst sollen sie dran“, an den dem Götz gedrohten Tod.

mit den Reichstruppen hofft er vor der Hand mit Hülfe seines erklärten Genossen Selbitz fertig zu werden*); denn sie sind ihm feige Miethlinge**); auch können die Führer nichts ausrichten, weil sie nach einem vorausbestimmten Operationsplan sich richten müssen. Die hier eingefügte, für Götz charakteristische Geschichte von der ihm übertragenen Fehde gegen Konrad Schott ist fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Sickingen soll erst das Jawort Mariens sich verschaffen, dann aber gehn, ihm die versprochenen Reiter senden und Marien heimlich abholen.

Zunächst führt uns der Dichter in einer kurzen Szene zu der noch in Bamberg weilenden Adelheid zurück, um uns von Weislingens weiterm Wirken gegen Götz Kenntniß zu geben und die Entwicklung des Verhältnisses der schönen Frau zu Franz einzuleiten. Weislingen hat sich den Befehl über die Truppen ausgebeten, welche zur Befreiung von Adelheidens Gütern bestimmt sind, worüber diese aber keine besondere Freude äußert, wie denn ihr Herz nichts weniger als an Weislingen hängt, was der Schluß der Szene ausführt. Den Entwurf, dessen Vergleichung hier besonders lehrreich ist, hat der Dichter auf die glücklichste Weise zu dramatischem Leben erhoben.***)

Ehe er aber darstellt, wie Götz mit seinen wenigen Leuten den Reichstruppen tüchtigen Abbruch thut, führt er diesem einen

*) Gegen der (statt die) schrieb Goethe, nach älterm Sprachgebrauche im Sinne von gegenüber der.

**) Götz deutet hier auf Joh. 10, 11—14. — Sorg du! sei drum besorgt! mit der Ueberzeugung, daß die Sorge vergeblich ist.

***) Der Name des von Sirau, den die neue Bearbeitung als Führer der Exekution gegen Götz nennt, ist ganz frei gewählt. Die erste Ausgabe hatte Baron von Sirau. — Du hältsts nicht aus, gar nicht zu ruhen und nichts zu dir zu nehmen.

wackern Knecht zu, in welchem sich die edelste Bewunderung der ritterlichen Tapferkeit seines Helden ausprägt; da er eines solchen auch zur Belebung der folgenden Szenen bedurfte, läßt er schon hier ein bedeutendes Licht auf ihn fallen. Wie der junge Georg sich seit frühester Jugend an Götzens ritterlichen Thaten genährt und entflammt hat, so haben diese ihm sogar einen auf der feindlichen Seite kämpfenden Reiterknecht mit Leib und Leben zu eigen gemacht. Goethe hat hierbei die Gelegenheit ergriffen, seinem Freunde Franz Lersé oder, wie er ihn zu nennen pflegte, Lersen aus Buchsweiler, der zu seiner Zeit in Straßburg Theologie studirte, ein schönes Denkmal zu errichten. Dieser wackere, durch strenge Pünktlichkeit sich auszeichnende treuherzige Freund besaß besonders im Fechten große Gewandtheit; im straßburger Kreise galt er als steter Schieds- und Kampfrichter. Auch mit Lenz und Jung Stilling war Lersé sehr vertraut, und gleich diesen ein schwärmerischer Verehrer Shakespeares. Goethe blieb mit ihm auch in Versailles, wohin er sich von Straßburg aus begab, in brieflicher Verbindung. Eines Briefes von ihm gedenkt er im Dezember 1772 gegen Kestner. Später finden wir ihn als Inspektor an Pfeffels Kriegsschule in Colmar, als Lehrer und Erzieher geachtet. Während der Revolution war er einige Zeit daselbst Kommandant der Nationalgarde, später Archivar. Er zeichnete sich durch große Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer und besonders der Münzen aus. Graf Johann von Frieß in Wien berief ihn zur Erziehung seines Bruders, der mit ihm Leipzig besuchte. Er blieb als Vorsteher der Kunstsammlungen im Hause des Grafen, als Münzkenner ehrenvoll bekannt. Er starb am 17. Juni 1800. In seinem Nekrolog hieß es: „Er war ein seltener Mann von

Festigkeit und Güte und ein Freund seiner Freunde." Auch hier benutzte Goethe auf das geschickteste einen Anhalt der Lebensbeschreibung. Götz berichtet nämlich, wie ihm in einem gefährlichen Strauß ein „Knechtlein, so beym Bernhard von Hutten gewesen", sich damals aber bei Ehrhard Truchseß, einem Vetter von Veltin Schott, befand, sehr viel zu schaffen gemacht. „Dann wann ich schon das Männlein etwan einmal von mir bracht, und ich etwann sonst an einem andern war, so kam es von Stund an [sofort] wieder an mich, es hub mich auch durch den Panzer-Ermel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hett, und hett ich sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein gewarten kunt, und dasselbig Männlein entboth mir darnach, wann ich es zu einem Diener annehmen wolt, so wolt es mir ein Jahr umsonst dienen, nit weiß ich, was es an mir ersehen hat, da entboth ich ihme, es solte kommen, ich wolte es nit umsonst begehren, sondern ich wolt ihn halten, wie einen andern Knecht, und wiewol mir das Männlein uf dem Tag hart zusezt, und ich sein nit bedorfft, so hett ich ihne doch gern zu einem Diener angenommen, dann er gefiel mir uf den Tag nit mehr dann zu wol." Goethe läßt den Lerse wieder in diesem drangvollen Augenblick sich bei Götz melden, der dadurch von freudigstem Selbstgefühl gehoben wird. Im Entwurf wird Lersen (so heißt er hier), nach der Lebensbeschreibung, als ein kleiner Mann bezeichnet; wohl auf Lerses eigene Erinnerung geschah es, daß Goethe ihn später als einen stattlichen Mann einführte, doch ließ er ihm die feurigen schwarzen Augen, während der wirkliche Lerse, wie Goethe selbst in *Wahrheit und Dichtung* meldet, kleine, blaue, heitere, durchdringende Augen hatte. Die ganze Beschreibung jenes Straußes ist aus der Lebensbe-

schreibung getreu herübergenommen, wo nur einzelnes noch näher bestimmt ist, dagegen wird der Name des Dorfes, das bei Goethe Remlin heißt*), nicht genannt.**) Georg meldet die Ankunft von Selbitz auf den folgenden Tag; da er aber am Flüßchen Kocher, ein paar Stunden von Jaxthausen, einen Trupp der Reichsvölker hat herunterziehen sehen, so eilt Götz mit ihm und Lerse ihnen entgegen, um an diesen zunächst seinen Muth zu kühlen, ehe sie ihm nahe kommen.

Wie schlimm diesen Truppen das erste Zusammentreffen mit Götz bekommt, zeigen die beiden folgenden Szenen, wo zugleich die in Gliedern und Haupt gleich erbärmlichen Reichstruppen mit einigen derben Strichen gezeichnet werden. Den Führer, jenen oben als zweiter Offizier bezeichneten Poltron (der Dichter nennt die Offiziere hier und im folgenden Ritter), hat Götz vom Pferde gestoßen und mit Mühe ist er von den Seinigen gerettet worden***), wie wir zunächst von Georg †), dann aber auch in einer zweiten Lagerszene hören, wo er verhöhnt wird.

Der eben auf Jaxthausen angekommene Selbitz bringt Götz die Nachricht, daß Weislingen die Achtserklärung gegen ihn

---

*) Bekannt ist ein Remlingen bei Würzburg.

**) Auch der Ausdruck „mit der Hand in die Kohlen schlagen" (sich die Finger verbrennen) ist der Lebensbeschreibung entlehnt, welche ihn mehrfach hat.

***) Hierbei schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Darauf ich ihne Erhard Truchsäßen auch so bald vom Pferd herab stach, daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag."

†) Wenn der vom Baume gestiegene Knecht sagt: „Da ist nicht gut sein", so kann da nur auf den Baum gehen. — In du Teufel geht du auf Götz, ist keineswegs ein allgemeiner Fluch.

durchgesetzt, was diesen nur zu raschem Handeln treiben kann. Durch die Reiter von Selbitz verstärkt, unternimmt er einen zweiten Angriff auf die feigen Reichstruppen, dessen Erfolg uns eine dritte Szene im Lager schildert. Der Hauptmann klagt, daß Götz ihnen einen Haufen nach dem andern schlage. Deshalb will er mit allen Truppen (schon haben sie hundert Knechte eingebüßt) näher an Jaxthausen heran, wo Götz ihnen stehn müsse. Als die Reichstruppen nun gesammter Hand auf ihn loskommen, freut dieser sich, daß er durch Sickingens Reiter stärker ist, als diese meinen*), wodurch er Selbitz auf den Gedanken bringt, ihre Truppen zu trennen. Götz geht auf dessen Plan ein, daß er links um die Höhe zieht: er will dem gesammten Reichsheere gegenüber Stand halten, bis Lerse**) mit fünfzig Mann, zu denen auch die zwanzig von Sickingen gesandten Reiter gehören, und Selbitz mit den Seinen von verschiedenen Seiten diesem in den Rücken fallen.

Der Hauptmann verläßt sich auf seine große Ueberzahl, doch erleidet sein stolzes Siegesbewußtsein durch die Mahnung des ersten Ritters (der zweite Ritter oder Offizier ist verwundet zurückgeblieben) einen gewaltigen Stoß.***) Von Gebirg und Wald werden wir auf eine Haide versetzt, auf welcher der Executionszug vorrückt. Selbitz und Lerse kommen zur Zeit höchster Noth; denn sie finden Götz von den Reichstruppen fast

*) Mit hellem (vollem) Hauf. Bei den Landsknechten war der helle Hauf der Gegensatz zu dem vorangehenden, dem verlorenen.

**) Er wird von hier an, den ganzen Akt hindurch, mit seinem Vornamen Franz bezeichnet; später heißt er auffallend wieder Lerse.

***) Ich bitt' euch, euch zu schonen. — Löst ihn (den Knoten) auf, wie es geschehn wird, wenn ihr fallt. — Und ihr blast ihn weg, befiehlt der Hauptmann den Truppen.

umringt.*) Ersterer wird verwundet und auf eine Höhe gebracht, von deren Wartthurm aus ein Knecht den weitern Verlauf des Treffens berichtet. Dabei schwebt die Stelle von Shakespeares Julius Cäsar V, 3 vor. Hören wir zunächst in steigender, echt dramatisch belebter Erwartung, wie Götz, nachdem er den übermüthig auf die Menge sich verlassenden Hauptmann niedergestoßen, eine Zeit lang selbst im Getümmel verschwindet, bis er sich endlich wieder emporarbeitet und die Reichstruppen in die Flucht schlägt, so geben uns bald darauf er selbst, Georg und Lerse, von freudiger Aufregung ergriffen, über den erfochtenen Sieg nähere Kunde.**) Götz läßt den schwerverwundeten Selbitz nach Jaxthausen bringen, wo alle nach diesem Strauß***) sich stärken sollen. Wie schlimm es mit den Reichstruppen stehe, verräth uns der Hauptmann selbst, der in der Runde umherschickt, die Zerstreuten aufzusuchen und zu sammeln. Bald darauf vernehmen wir von demselben, daß er nur hundertfünfzig Mann übrig hat, mit denen er jetzt gerade auf Jaxthausen los will, ehe Götz ihnen neuen Abbruch thut.

Zwischen diesen beiden Lagerszenen treffen wir nun wieder Götz auf Jaxthausen, von wo er nochmals mit verstärkter Mannschaft den Reichstruppen entgegenziehen will, gegen die

---

*) Mit ihren Distelköpfen. Ihre Köpfe sollen wie Disteln fallen. Aber der Ausdruck Distelkopf ist hier auch verächtlich gebraucht. Sonst pflegt man auch einen mürrischen, neidischen Menschen Distelkopf zu nennen.

**) Wie der Blitz, so rasch, wie der Donner, mit solchem Lärm, da er erst einen vom Pferde stieß.

***) Den Ausdruck Strauß fand Goethe in der Lebensbeschreibung, wo der Herausgeber ihn durch „Streit, Zank, Zwistigkeit und Unwillen, so man miteinander hat", erklärt.

er Georg und Lerse absendet*), wie einen andern Knecht zur Beobachtung der Exekutionstruppen. Sickingen ist bereit, Marien heimzuführen, die sich nicht vom Bruder trennen will und ihren Bräutigam gleichfalls zum Bleiben zu bestimmen sucht.

Wie jeder Versuch, sich zu verstärken, aus Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht mißlingt, zeigt die weitere Szene auf Jaxthausen, nach dem Vollzug der heiligen Handlung. Götz, der die unvermeidliche Belagerung der Burg voraussieht (denn auch die allergeringste Zahl von Reitern fehlt ihm, um die Reichstruppen jenseit der Jaxt zu halten), drängt Sickingen und Marien zur Abreise.**) Daß das Aeußerste nahe, hätte unmöglich auf eindringlichere Weise zur Darstellung gelangen können. Aber Götz hat noch immer den Muth nicht verloren, vielmehr fühlt er sich ganz getrost, da er Marien und Sickingen aus dem Schlosse weiß, und der Gedanke, daß seine Gattin treu ihm zur Seite beharren werde, ist ihm süßeste Herzensstärkung. Durch Georg erfahren wir weiter***), daß die Reichs-

*) Der Ort Weilern, wo die Geworbenen sich versammeln sollen, ist willkürlich gewählt. Später bildete Goethe launig den Namen Plundersweilern. Ein Dietrich von Weiler kommt unten als Opfer der Wuth der Bauern vor.

**) Du wirst mit mir in die Grube fallen, mit Anklang an Matth. 15, 14.

***) Durch ein offenbares Versehen läßt Goethe Georg sagen: „Die Sonne ging auf und ich sah ihre Piken blitzen", und nur im Ausdruck abweichend von der Fassung des Entwurfs: „Der erste Strahl der Sonne spiegelte sich in ihren Piken." Das war dort ganz an der Stelle, wo nach dem Abgange von Götz und Elisabeth mit dem Auftreten von Götz und Georg eine neue, durch Abend und Nacht von der frühern geschiedene Szene folgte. Hier aber, wo nur Elisabeth geht und Georg gleich zu dem auf der Bühne bleibenden Götz tritt, entsteht dadurch ein Widerspruch, da eben noch davon die Rede war, Sickingen solle gleich den Abend fort. Die Worte Georgs „Die Sonne ging auf und" müssen weg-

truppen ganz in der Nähe sind; das Schloß wird überall verriegelt und verrammelt. Darauf erfolgt die Aufforderung zur Uebergabe mit der derben, von K. Ph. Moritz seltsam für den künstlerischen Mittelpunkt des ganzen Dramas erklärten Antwort des Götz, der die Exekution nur für ein von Weislingen und dem Bischof von Bamberg gegen ihn angezetteltes Ränkespiel halten kann. Die Antwort von Götz ist nach der Lebensbeschreibung. Dort erzählt dieser, wie er zu Krautheim das „Schaafhauß" angezündet, um den Amtmann herauszulocken. „Und wie ich also hernieder brandt, da schrie der Amtmann oben heraus —, da schrie ich wieder zu ihme hinuf, er solte mich hinden lecken." Der Entwurf ist hier ungescheuter als die jetzigen Gedankenstriche.

So hat denn der Dichter das Anrücken der Reichstruppen und die schweren Verluste, die Götz ihnen zufügt, bis zum Beginne der Belagerung seiner Burg in einigen glücklich hingeworfenen, lose aneinander gereihten Bildern uns lebendig vergegenwärtigt, in welchen der ritterliche Götz in höchstem Glanz erscheint, und die Handlung, freilich ruckweise, doch rasch und entschieden sich vorwärts bewegt. Mit demselben Glücke ist der Fortgang der Belagerung und des Götz und der Seinen ungebrochener Muth in wenigen Szenen geschildert. Der Vorrath ist bald aufgezehrt, da sie sich nicht vorsehn konnten, wie Götz von seiner treuen, jetzt mit Arbeit überhäuften*) Gattin erfährt, die er in der Küche aufsucht.

---

fallen, wie es bereits in der Bühnenbearbeitung geschehen ist. Das wird jetzt auch von Chuquet bemerkt.

*) In den Worten des Götz: „Du hast viel Arbeit, arme Frau", fehlte das viel seit der zweiten Ausgabe der Werke. Ich habe es 1851 hergestellt.

Aber da sie den Belagerern schon großen Abbruch gethan haben, während diese dem Schlosse wenig schaden, hofft er auf den Vorschlag eines Vertrages. Leider steht es nicht weniger schlecht wie mit dem Mundvorrath, mit dem Pulver und den Kugeln, doch versuchen sie neue Kugeln zu gießen. Hier schwebt dasjenige vor, was Götz selbst von der Belagerung von Möckmühl erzählt. Zur Zeit der Kapitulation, berichtet er, hätten sie nur noch drei Malter Mehl und einige den Bürgern geraubte Schafe gehabt. „So hetten wir auch kein Kugeln mehr zu schiessen, dann was ich aus den Fenstern, Thorenglen, Zinn, und was es war, zu wegen bracht, daß ich dannoch wieder zu einem Anlauff gefast war, darzu hetten wir nit Wasser, daß wir den Pferden geben mögten, und auch kein Wein mehr, denn was mein war, den musten wir und unser Pferd trinken und unß mit behelffen." Auf köstliche Weise ist der frische Muth und die gute Laune geschildert, mit welcher Georg und Lerse auch in der äußersten Noth ihre Pflicht thun und den Reichstruppen wacker zusetzen, die sich darauf verlassen, daß man sich bereits verschossen habe. Die Belagerer bieten endlich einen Vertrag an. Lerse will ihn nur unter der Bedingung freien Abzuges annehmen; er selbst geht, um mit den Belagerern zu verhandeln, obgleich Götz, der keine Ahnung eines Truges hat, nicht auf die Annahme hofft. Nach der Lebensbeschreibung unterhandelte Götz lange wegen der Uebergabe von Möckmühl.

Ehe der Vertrag wirklich abgeschlossen wird, zeigt uns der Dichter*) den vom Schicksal noch ungebeugten Götz als treuen

*) Durch Versehen wird als Ort zweier unmittelbar aufeinander folgenden Szenen „Saal" angegeben; an der erstern Stelle sollte „Zimmer" stehn.

Hausvater, als guten, dem Kaiser und dem Reich herzlich ergebenen Deutschen, als edlen Reichsritter, der die Freiheit, die der Athem seines Lebens, mit den Pflichten gegen Kaiser und Reich, insofern diese das allgemeine Beste fördern, wohl zu verbinden weiß, wogegen bei dem zerfallenen Zustande des „krüppeligen" Reichskörpers Eigennutz und Herrsucht der Fürsten alles zu Grunde richten. Der bittere Gegensatz der von Götz ersehnten Zeit allgemeiner wahrer Freiheit zu der traurigen Gegenwart, wo des Kaisers treuester Diener, dem es nur um Herstellung des gewaltsam gefährdeten Rechtes in der alt überlieferten, weislich festgesetzten, von Willkür durchaus entfernten Form des Faustrechts zu thun ist, als Reichsfeind belagert wird, dieser Gegensatz ergreift uns mit inniger Rührung, als Georg sich so lebhaft in die von Götz geträumten schönen Zeiten versetzt fühlt, daß er darüber ihre arge Noth einen Augenblick ganz vergißt. Götz spricht die schöne Sendung der auf das Wohl der Unterthanen hingewiesenen Fürsten in reinster Weise aus, im Gegensatz zu der jetzt das Reich schwächenden, das Recht vernichtenden Herrschsucht.*) Die Erzählung von der Jagd des Landgrafen von Hanau ist eine glückliche Erfindung des Dichters; schon im ersten Akte gedachte Götz des Landgrafen nach der Lebensbeschreibung als eines ihm gar lieben Herrn. Unsere trefflich ausgeführte Szene bildet den Gipfelpunkt des Stückes: gerade vor dem Falle des edlen, tapfern, getreuherzigen Ritters erhebt sich seine Gestalt vor uns in ihrer ganzen großartigen

*) Am Schlusse der mit „So viel nicht" beginnenden Rede des Götz ist vor „nicht erst" ein die zu denken. Hierdurch schwindet das von Lichtenberger erhobene Bedenken. — Sonderbar meint derselbe gleich darauf, Köpfe stehe für Gesichter; nein, es sind die dicken Köpfe der gesunden Bauernkinder gemeint.

Würde und deutschen Ritterlichkeit; er ist kein roher Raufbold, er ist der von der wahren Größe des Reichs und dem Gefühle glücklicher Freiheit tief durchdrungene freie Rittersmann, der nur in dieser Zeit der Schwäche, Herrschsucht und Arglist keine Stelle findet. Freiheit soll sein letztes Wort sein, was der ganz in seiner Seele fühlende tapfere Reitersjunge aussprechen muß, wie Götz selbst später wirklich mit diesem Ausruf stirbt, nachdem jener einen tapfern Reitertod gefunden. Als die ewigen Reichsfeinde, gegen die sich die deutsche Kraft nach außen hin zu wenden habe, werden hier die wilden Türken und die schlauen Franzosen genannt, gegen die man auch in deutschen Litaneien den Schutz der Heiligen anrief. Götz selbst wurde wegen eines Einfalls der Türken in Ungarn vom Kaiser aufgerufen und zog im Kriege wider Frankreich in die Champagne. Vgl. oben S. 61.

Daß Lerse freien Abzug mit Gewehr, Pferden und Rüstung bedungen habe, berichtet dieser darauf in jubelnder Freude, indem er auf die Niederträchtigkeit jener Götzens ritterliche Größe verkennenden Führer und Sprecher der Reichstruppen hindeutet, die zu keinem Entschlusse kommen konnten, in der Unterhandlung ebenso ungeschickt als im Kriege sich zeigten und gar noch Proviant im Schlosse zu finden meinten. Bei der Uebergabe von Möckmühl kam man dahin überein, daß Götz und die Seinigen „mit Leib, Hab und Gut, auch mit Wehr, Harnisch und Pferden" frei abziehen sollten.

Wie froh die Belagerten sind, so guten Kaufes loszukommen, deutet die Szene im Schloßhofe an. Das Lied, welches Georg seiner Gewohnheit nach beim Satteln im Stalle singt, kommt ihm so recht aus froher Brust, und ihm selbst fällt zuletzt dessen

Beziehung auf ihren jetzigen Zustand auf.*) Doch nicht bloß mit den Pferden, auch mit den Büchsen sollen sich die Abziehenden versehn.

Den wirklich geschehenen Verrath erfahren wir in der letzten glücklich erfundenen Szene. Götz, Georg und Lerse reiten schon voraus, aber zwei Knechte, die mit der Wahl der Büchsen nicht fertig werden können, da sie gern die schönsten mitnehmen, schauen aus dem Fenster den treulosen Ueberfall, der auch ihnen den Tod droht. Aus dem zweiten Knechte spricht nur die Sorge für sein eigenes Leben, dagegen tritt im ersten die innigste Liebe zu dem edlen Herrn und dessen tapfern Gefährten hervor. Lichtenbergers Unterscheidung des kalten Blutes und der muthigen Entschlossenheit des ersten gegen die Feigheit des andern scheint mir weniger treffend.**) Durch diese kleine Szene, in welcher

*) In der dritten Strophe hat sich das im Entwurf stehende Meislein statt des in der Bearbeitung eingeführten Vögelein durch ein Versehen bis in die nach dem Tod des Dichters erschienenen Ausgaben erhalten. Ich habe das Richtige hergestellt. Lichtenberger leugnet die Nothwendigkeit, obgleich er die Unzweckmäßigkeit eingesteht, erst so spät anzugeben, daß das Vögelein eine Meise gewesen. — Nur das erste und letzte Hm! Hm! jeder Strophe ist mit einem Accent versehen, nicht das mittlere. Wustmanns Meinung, der Dichter habe damit dem Komponisten die Takteintheilung wollen andeuten, stimmt damit nicht; die Accente scheinen die stärkere Betonung dieses Ausrufs an erster und letzter Stelle zu bezeichnen. Im Entwurf und in der ersten Ausgabe sind So! So! eingerückt, noch mehr das letzte Hm! Hm! Schröer schließt daraus unbedenklich, sie seien als ein Vers zu fassen, wobei man nur nicht sieht, weshalb sie nicht so gedruckt sind. Vielleicht sollte das Einrücken auf Pausen deuten, die auch wohl nothwendig anzunehmen sind, sowohl zwischen dem schwächern Hm! Hm! und dem lebhaftern So! So! wie zwischen diesem und dem starken wiederholten Hm! Hm!

**) Selbst im Rhythmus „An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld" sieht er die Raschheit des flüchtigen Feiglings ausgeprägt. Aber nichts lag dem Dichter

das Rechte wieder so sicher und entschieden getroffen ist, gibt er dem Akte seinen treffenden Abschluß. So schmählichen Verrath gegen den edlen Ritter glaubt die im Namen des Kaisers abgeordnete Exekution sich erlauben zu dürfen; alle Ritterlichkeit und Treue ist diesen Menschen eitel Spiel. Wohin ist die deutsche Treue geschwunden!

Vierter Akt.

Wie man den Helden zum Bekenntniß, er habe sich gegen das Reich vergangen, zwingen will, er aber auch hier als wackerer, ehrenhafter Ritter sich bewährt und, durch Sickingens unerwartete Hülfe befreit, sich nur verpflichtet, einstweilen auf seiner Burg ruhig zu verbleiben, dies führt der erste Theil des Aktes vor; der zweite stellt Adelheidens auf den Nachfolger des Kaisers gerichtete Pläne dar; der Schluß bringt uns wieder zu Götz zurück, dessen Kraft durch seine aufgezwungene Unthätigkeit gelähmt wird, und er leitet zugleich den Bauernkrieg ein.

Götz klagt in der Lebensbeschreibung, daß sie ihm bei Möckmühl den Vertrag gebrochen. „Dann wie sie mir Glauben gehalten, das sieht man, und hat es wol gehöret, dann ich lag darob nieder, und wurden meine Knecht und Gesellen erwürgt und erstochen, so fehlete es mir auch nit weit.“ Von seiner Gefangenschaft in Heilbronn erzählt er, wie, als er in dieser Stadt etliche Wochen „in einer Herberg verhafft gelegen“, der schwäbische Bund einen Abgeordneten an ihn gesandt, der ihm in Anwesen-

---

hier ferner als rhythmische Malerei, dagegen schildert er anschaulich die Oertlichkeit, daß ein Nußbaum an der Mauer zur Flucht dienen kann.

heit vieler in der Wirthsstube eine Urfehde vorgelesen und ihm gedroht, ihn in den Thurm zu legen, wenn er deren Beschwörung verweigern sollte. „Aber ich schlug solche Urphed stracks ab, wolt ehe ein Jahr im Thurm liegen, ehe ich sie annehmen wolt, darzu so zeigt ich hingegen an, ich wer in einer ehrlichen Vhedt betretten, und hett mich auch bey meinem gnädigen Fürsten und Herrn [Ulrich von Württemberg], wie einem frommen von Adel und Rittermann wol anstundt, gehalten, darzu so wer ich auch in ein ehrlich ritterlich Gefängnus vertagt, also, daß ich verhofft, sie würden mich darbey bleiben lassen." Nachdem er hervorgehoben, daß er seine Haft inne gehalten, fährt er fort: „Da ich die Urphed nit annehmen wolt, hetten sie die Weinschrötter bestellt, die traten zu mir in des Diezen*) Herberg in der Stuben und wolten mich fangen, ich dem nechsten vom Leder und mit der Wehr heraus, da schnapten sie wieder hinder sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich solt einstecken und Fried halten, sie wolten mich nit weiter führen, dann auf das Rath-Hauß." Auf der Treppe theilte er seiner Frau mit, er wolle die Urfehde nicht schwören, und er trug ihr auf, Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg im Lager der Landsknechte und Ritter an der Enz, wenige Stunden von Heilbronn, aufzusuchen, um ihnen zu berichten, daß man ihm das zugesagte ritterliche Gefängniß nicht halten wolle. Die Bündischen aber warfen ihn auf seine Weigerung, die Urfehde zu beschwören, in den Thurm, wo sie ihn die Nacht (es war gerade der Tag vor Pfingsten) liegen ließen; am Morgen führten sie ihn wieder auf das Rathhaus. „Da waren etliche des Raths bey mir in der Stuben ufm Rath-Hauß, und war mein Haußfrau wieder vom Leger kommen, und

*) Meister Dieze hieß der Wirth zur Krone, wo Götz wohnte.

stund heraus vor der Stuben, hetten sie vielleicht gehört, daß der ganze Hauf wieder herab züg, der Stadt zu, da baten sie mich, ich solt zu meiner Haußfrauen gehen, und zu ihr sagen, daß sie wieder hinaus ritt, und für sie bitten solt, dann der Hauff zoge eben der Stadt zu, zu Roß und zu Fuß, da gieng ich zu meiner Haußfrauen und sagt ihr in ein Ohr, was mein Meynung war, das war das, und sagt zu ihr, sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen, und Herrn Georgen von Fronsperg, sie haben beede mich gebetten, ich solt für sie bitten, aber sag zu ihnen, haben sie was im Sinn, so solten sie fortfahren, ich wolt gern sterben und erstochen werden, allein, daß sie all mit mir erstochen würden, das hett sie nun ausgericht, und kam Herr Georg von Fronsperg mit andern auch zu mir hinein auf das Rath-Hauß, die handelten mit denen von Heylbronn, daß sie sich musten verschreiben, mir Ritterliche Gefängnus zu halten, so lang derselbig Krieg und mein Gefängnus wehret, und ich mit dem Bund vertragen würde." *)

Goethe, der die Darstellung treffend vereinfacht, läßt Götzens männliche Kraft und ritterliche Treue in lebendigster, die Hauptpunkte entschieden vorkehrender dramatischer Vergegenwärtigung sich bewähren, wobei er in bitterm Ingrimm der Räthe spottet, da er fühlt, daß die Form des Rechts hier nur mißbraucht wird, um ihn als Mann von Ehre und Treue zu vernichten.**) Den

*) Aus später bekannt gewordenen Quellen wissen wir, daß Frundsberg den 17. Juni, den Freitag nach Pfingsten, sich nach Heilbronn begab, wo er den Vergleich zu Stande brachte. Sickingen hatte sich, wie auch Frundsberg, in einem von Lenzingen aus an den Rath gerichteten Schreiben für Götz verwandt.

**) Der Vergleich mit dem vom Kapuziner in einen Sack gebannten bösen Geist (nicht etwa ein Gespenst, das umgeht, wie Lichtenberger meint, sondern einem höllischen Geist) soll die Unmöglichkeit bezeichnen, die Commissarien irgend

Georg von Frundsberg, den Obersten der Landsknechte, konnte er, da er die Reichsarmee im schlechtesten Zustande schildert, gar nicht brauchen; er bedurfte eines kühn unternehmenden Reiterführers, des stürmischen Franz von Sickingen, dessen Seele von eigenen gewaltigen Planen erfüllt ist, der später selbst wie Götz untergeht und jetzt der Drohung die Ausführung folgen läßt.*) Er hatte diesen deshalb zu seinem Schwager gemacht. Wie in seinem eigenen durchaus ritterlichen, seine edle Manneswürde und Mannestreue ausprägenden Auftreten**), so erscheint Götz

zu bestimmen, ihm Recht angedeihen zu lassen. — Auf daß dirs — Erden, nach Ephes. 6,3. — Wie einem Schwein das Halsband, nach den Sprüchen Salomons 11, 22. — Er vergleicht den Gerichtsdiener mit einem Stadtesel, der, ohne zu denken, was er thut, ruhig die Säcke zur Mühle und den Kehricht auf das nahe Krautland schleppt, wo es in Haufen liegt und allmählich vermodert; denn, daß es zur Düngung verwandt wird, wie es Goethe später in Neapel fand, wo eine große Anzahl von Menschen „sich beschäftigen, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen", ist kaum zu denken. Ihre bezieht sich auf Räthe, aber beim Bilde schweben die Städter vor, deren Dienst der Esel vollzieht. Wunderlich geht hier Chuquet irre, wenn er Götz meinen läßt, der Gerichtsdiener begleite den Beschuldigten nicht bloß vor das Gericht, sondern auch hinaus zur Hinrichtungsstätte. Jeder Gedanke an die Hinrichtung liegt fern. Auch gibt das Geleit dorthin nicht der einfache Gerichtsdiener.

*) Die Bezeichnung, daß Sickingen hinter der „Weinhöhe" hervorgedrungen, gehört dem Dichter an. Weinhöhe steht mundartlich für Weinberg. Götz erzählt einmal, wie er mit dem alten Thalacker bis an die Schranken von Heilbronn gezogen, so daß diejenigen, welche die Thore bewachten, mit ihrem Harnisch allernächst bei ihnen gewesen. So benutzt Goethe alle irgend dienlichen Züge der Lebensbeschreibung.

**) Die von Götz später wirklich beschworene (Goethe braucht abschwören, nach der festgesetzten Fassung von Anfang bis zu Ende schwören) Urfehde beginnt: „Ich Göz von Berlichingen zu Hornberg bekenn offentlich mit diesem Brief", und er bekennt, daß er, als Mithelfer des Herzogs von Württemberg, „und abgesagter Feind gemains Bunds, gegen gemainen Bund niedergelegen, und

auch in der dramatisch bewegten Verhandlung mit Sickingen anschaulich in ganzer, voller Gestalt.*) Sickingen selbst aber läßt uns hier einen Blick in seine höher gehenden Pläne thun**), wogegen Götz, den so vielfacher Treubruch in innerster Seele verletzt und gebrochen hat, sich zu keinem Gedanken an irgend eine mit dem wackern Sickingen auszuführende Großthat, zu keiner Zuversichtlichkeit mehr erheben kann, sondern von trüben

---

zu gemains Bunds Handen zugestellt worden". Bei der Aeußerung über sein Verhalten gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich liegt die Stelle der Lebensbeschreibung zu Grunde: „Ich kan mich auch nicht erinnern, daß ich mein Tag je etwas wider Kayserl. Majest. oder das Haus Oesterreich gehandelt hab, wolt auch wohl an die Orth kommen seyn, da das weich Geld und Cronen wohlfeyl waren, aber ich hab es Kayserl. Majest. unserm allergnädigsten Herrn zu Ehren und Gefallen unterlassen, und mich sonst alß ein armer Krieg- und Reuters-Mann beholffen." Wenn Goethes Götz vom Reich nichts wissen will, so versteht er hier unter dem „Reich" die Reichsstände, die Fürsten, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme haben. Drenckmann S. 21 hat irrig behauptet, die Gefühle unseres Helden für den Kaiser seien nur persönlich. Daß er das deutsche Reich als Gesammtheit liebt und für dessen Erhaltung gegen die Erbfeinde alles zu thun bereit sei, zeigt vor allem das Gespräch zwischen Georg und Götz beim Mahl (oben S. 115).

*) Wenn Götz hier behauptet, er sei ausgezogen, um seinen Jungen (Buben) zu befreien und sich seiner Haut zu wehren, so ist dies freilich nicht im strengen Sinne wahr (vgl. S. 90 f.), aber der Widerspruch ist der Art, daß er nicht auffällt, und Göethe brauchte hier einer so starken Berufung auf seine Nothwehr.

**) Goethe knüpft an die geschichtliche Ueberlieferung an, daß Sickingen im Mai 1523 in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen erlag. Der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen zogen vor seine Burg Landstuhl, bei deren Belagerung er durch einen herabstürzenden Balken tödtlich verwundet ward, sieben Monate nach Götzens Befreiung, fast vierzig Jahre vor dessen Tod. — Sickingen vertraut, daß wir durch Thatkraft unser Glück selbst machen können, wie es das auch ins Deutsche übergangene lateinische Sprichwort, jeder sei seines Glückes Schmied, ausspricht.

Ahnungen ganz niedergehalten wird. Gerade in diesem Augenblicke, wo er den letzten doppelten Treubruch so bitter fühlt, muß er wieder Weislingens gedenken, seines geliebtesten Jugendfreundes und Genossen, der zum schnödesten Verräther an ihm geworden. Hat er im Kampfe seiner vergessen, jetzt bricht die Erinnerung an ihn mächtig hervor und lähmt all seinen Muth. Wie tief ihn das Unglück seiner treuesten Diener gebeugt, trat besonders am Anfange des Aktes hervor, wo er, mit bitterer Hindeutung auf das Gebot, die Eltern zu lieben, fast an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifelt. Die Niederträchtigkeit der Welt erdrückt sein Herz. Der tapfere Sickingen setzt es durch, daß Götz mit seinen Knechten auf seinen Eid, nicht aus der Grenze seiner Besitzung*) herauszugehn, nach seiner Burg entlassen wird.

Jetzt erst führt uns der Dichter zu Adelheiden und Weislingen zurück, die sich unterdessen vermählt haben, was man freilich anders angedeutet wünschte als durch die spät folgende Anrede Weislingens. Wenn er die Szene nach Adelheidens Schloß verlegt, so ist diese Ortsbestimmung irrig aus dem ersten Entwurf beibehalten, wo die jetzt völlig umgestaltete Szene wirklich fern vom Hof spielte, während sie hier offenbar zu Augsburg gedacht wird, von wo Weislingen die Rückkehr der Gattin nach seinem Schlosse wünscht.**) Zunächst hören

) Goethe bedient sich hier des gangbarsten Ausdrucks Terminei (vgl. S. 103). Götz selbst braucht in der Lebensbeschreibung Mark, Markung, auch „Gezirk, Hofmark und Zehende".

**) Wustmann schlägt deshalb vor die Szenenangabe zu berichtigen: „Augsburg. Adelheidens Zimmer", Schröer begnügt sich mit der letztern Bestimmung. Nach der Goethe beliebten Unbestimmtheit, der häufig Bamberg, Jaxthausen, wie gleich in der nächsten Szene, ohne nähere Bestimmung anführt, würde Augsburg genügen. Freilich steht V, 8, wo die nähere Bestimmung nöthig, Adel-

wir Weislingens und Adelheidens bittern Ingrimm über Götzens unerwartete Befreiung.*) Weislingen fürchtet den edlen Ritter; er hatte gehofft, dieser, den er um so bitterer haßt, als er sich schmählichster Schuld gegen seinen an Edelmuth und Ritterlichkeit hoch über ihm stehenden Jugendfreund bewußt ist, werde im Thurme sein Leben verkümmern, jetzt freut Götz sich wieder des freien Daseins auf seiner Burg. Gesteigert wird seine Furcht durch die immer zunehmende Macht des mit ihm verbundenen ungestümen Sickingen, der Götzens Freilassung ertrotzt hat. Adelheid, ihrer Natur nach Todfeindin des treuherzigen, auf Recht und Wort haltenden Götz, geräth über die Befreiung in solche Wuth, daß sie von keiner Nöthigung etwas wissen will: die Heilbronner hätten ihn festhalten müssen, ihrem Kaiser zu Liebe, der sie schützen konnte. Doch zu ihrem höchsten Aerger vernimmt sie, wie der altersschwache und über die ganze Lage des Reiches mißmuthige**) Kaiser Sickingens That gebilligt. Weislingens einzige Hoffnung beruht auf Götzens Thatendrang, der ihn unmöglich auf seiner Burg ruhen lasse, wobei die Leidenschaftlichkeit seines Wunsches ihn die ihm selbst so fern liegende Rittertreue des Jugendgenossen übersehn läßt. Adelheid geht darauf um so eifriger ein, als sie hofft, bei einem Bruche des Bannes werde der in Aussicht stehende neue Kaiser strenger seine Würde be-

heidens Schlafzimmer. — In der Theaterbearbeitung stehen die ganz anders ausgeführten Szenen zwischen Adelheiden, Weislingen und Franz vor der Befreiung des Götz aus dem Gefängnisse; freilich ist dort der Ort der Szene nicht angegeben, aber sie spielen offenbar in Augsburg.

*) Verhaßt, wofür wir jetzt etwa schändlich brauchen würden.

**) Mißmuthig ist in seinem eigentlichen Sinne zu nehmen, wie des Kaisers gleich darauf angeführte Klage über seine Räthe zeigt, nicht muthlos wie Lichtenberger meint.

haupten und der Richterarm das schuldige Haupt nicht verschonen. Aber die Lebhaftigkeit ihrer Aeußerungen verräth Weislingen ihre ehrsüchtige Neigung, und bringt seine lang gehegte Eifersucht auf diesen Karl zum Ausbruch. Da er denselben fürchtet, wünscht er, Adelheid möge sich durch Entfernung vom Hofe seiner lüsternen Gier entziehen: sie aber weigert sich entschieden, auf dem einsamen Schlosse*) zu weilen, und beruft sich auf ihre ihm bekannte Liebe, was ihn nur augenblicklich beruhigt.**)

Wie es aber mit dieser stehe, verräth uns ihr kurzes Selbstgespräch.***) Wir hörten bereits oben, wie sehr die Unthätigkeit Weislingens ihr zuwider war; später hat er sich ermannt, und sie ist, nachdem er ihre Güter ihr wieder verschafft, seine Gattin geworden. Aber ihr Ehrgeiz konnte sich bei Weislingen nicht begnügen, dessen Seele sich zu keinen hohen Planen emporzuschwingen vermag: das hochmüthige Weib, das alle Männer sich unterthänig machen möchte, erhebt ihre Blicke zum hoffnungsvollen Nachfolger Maximilians, der von ihren Reizen angezogen worden; auch ihn muß sie sich dienstbar machen, um ihrer Herrschsucht den höchsten Triumph zu verschaffen, und sollte Weislingen ihr hierbei in den Weg treten, sie schreckt vor keinem Mittel zurück, ihren Zweck durchzusetzen. Daß Karl V. erst nach Maximilians Tod nach Deutschland kam, seine Nachfolge

*) Mein Schloß kann sie auch das Weislingens nennen, da sie seit ihrer Verheirathung dort Herrin ist. Deutlicher wäre freilich dein.

**) Der Sturm bezeichnet die Leidenschaft der Eifersucht, worin die Liebe der heilige Anker ist, der ihn vor gewaltsamen Entschlüssen, der Vernichtung der Geliebten, abhält, aber er hilft nur so lange, als der Glaube hält, wie der Strick, an welchen das Schiff befestigt ist.

***) In der leidenschaftlichen Frage „Fängst du's so an!" steht anfangen, wie häufig, in der Bedeutung machen.

damals nichts weniger als bestimmt war, konnte den Dichter nicht hindern, diesen schon hier in Augsburg am Hofe verweilen zu lassen, wo ihn Adelheid sah; das forderte der glücklich ersonnene dichterische Plan. Im Entwurf fand sich hiervon noch keine Andeutung, vielmehr zog dort Adelheid den edlen Sickingen in ihre Netze. Freilich war Karl wirklich damals schon längst Kaiser.

Wie weit ihr Verhältniß zu Karl bereits gediehen, zeigt die Szene mit Franz, welche uns zugleich die unwiderstehliche, fein berechnete, schlau die äußerste Gunst in Aussicht stellende Anmuth vorführt, womit Adelheid den von heißester Liebesgier durchzuckten Diener zum Unterhändler bei ihrem hochstehenden Liebhaber zu machen und an sich fest zu halten weiß. Franzens rasende Liebe schmeichelt ihr*), und sie fühlt sich zu ihm hingezogen; er steht ihrem Herzen wirklich nah, aber ihre Ehrsucht treibt sie dem künftigen Kaiser in die Arme.

Im schärfsten Gegensatz zu dieser Darstellung der arglistigen Pläne aufgestachelten Ehrgeizes tritt uns das stille häusliche Leben des auf sein Schloß beschränkten nnd in dieser Beschränkung sich unbehaglich fühlenden Götz entgegen. Welch innige eheliche Liebe weht uns aus jedem Worte der treuen Hausfrau entgegen, die ihn auffordert, doch ja seine Lebensbeschreibung zu vollenden**); deshalb liest sie ihm die Worte vor, die er zuletzt geschrieben. Die hier angeführte Stelle findet sich nicht in der Lebensbeschreibung, wie auch die Annahme einer doppelten Ge-

*) Das in den Worten „Wenn ihr das fähig wärt" bezieht sich auf „unerkenntlich sein". — Der Artikel vor Karl steht, wie sonst, ohne besondere Beziehung vor Eigennamen, wie gleich am Anfange der Weislingen (vgl. S. 72**).

**) Einer edlen Nachkommenschaft, den Nachkommen, nicht seiner eigenen, die er nicht hoffen kann, da sein einziger Sohn sich dem Kloster geweiht.

fangenschaft in Heilbronn (als erste denkt sich Goethe die nach dem Verrath bei Möckmühl, obgleich er von dieser die Züge zur zweiten hernahm) ganz willkürlich ist. Von Götzens zweiter Haft (in Augsburg nach dem Bauernkrieg) enthält die Lebensbeschreibung folgende sehr ähnliche Stelle: „So sagten mir auch etliche der Fürnehmsten von [vom] Bund selbs, ich hette thörlich gethan, daß ich mich also zu denen Leuthen gestellt hett, denen ich viel Leids gethan, und die mir also gram und feind gewesen." Die hier von Götz gegebene Antwort, so wie das, was Elisabeth weiter erzählt, ist des Dichters Erfindung, selbst die Edlen von Miltenberg*) und Singlingen. Das einzige, was Götz in seinem Unglück erfreut, ist außer seiner treuen Gattin und den lieben Genossen, die bald darauf sich selbst darstellen, das Bewußtsein, sich überall als tapferer und treuer Ritter bewährt zu haben. In der Lebensbeschreibung rühmt er sich, daß er schier für alle vom Höchsten bis zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freiem Willen sein Leib und Leben, Blut und Gut, in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben und darob auch große Noth erlitten.

Lerse und Georg erscheinen in ihrer neuen Beschäftigung als Jäger, wobei Georg an die Worte erinnert, die Götz beim letzten Mahle in seinem Schlosse geäußert: wenn Recht und Ruhe im Reich hergestellt wären, würden sie noch immer als Jäger genug zu thun finden. Bei ihrer neuen Beschäftigung bedauert er besonders, daß sie so viel mit den Reichstruppen zu thun haben, welche, statt Ruhe zu schaffen, selbst Händel anfangen. Auch leitet Georg die Bedenklichkeit der Zeit ein, indem er des wohl auf den Tod des alten Kaisers deutenden Kometen gedenkt.

*) Die Stadt Miltenberg ward im Bauernkriege angezündet.

In den ersten dreißig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erschienen neun Kometen, keiner aber im Todesjahre Maximilians (1519) und beim Ausbruche des Bauernkrieges (1525); für seinen Zweck nahm Goethe den Kometen von 1527. Zu diesem nach dem allgemeinen Glauben der Zeit drohenden Anzeichen fügt Lerse die Erwähnung des im Herzen von Schwaben ausgebrochenen Bauernaufstandes. Georg weiß näheres über dessen Verbreitung, und auch andere schreckliche Zeichen scheinen dem jungen Reiterknechte dessen Fürchterlichkeit vorzudeuten. Götz aber, der mit geängstigtem Herzen in die Zukunft des Reiches schaut, fürchtet das Unheil, welches manche seiner Freunde treffen werde; daß sie selbst des von den Aufständischen verletzten Rechtes sich gern annehmen würden, deutet Georg am Schlusse an.

So entläßt uns der vierte Akt mit den traurigsten Aussichten. Der Tod des Kaisers steht bevor; dieser will dem Götz im Herzen wohl, wogegen Adelheid auf dessen Nachfolger Karl wirken wird; dazu droht der Bauernaufstand sich in Götzens Nähe zu ziehen und ihn mit zu ergreifen. Wie dies letztere geschehn werde, können wir freilich noch nicht voraussehn, aber des edlen Ritters trübe Ahnungen, daß auch seine Bahn zu Ende neige, lassen uns das Schlimmste fürchten. So bedeutende Naturen haben ja ein eigenes Vorgefühl ihres Unterganges, wenn auch der traurige Zustand eines halbgebrochenen Lebens schon an sich trübe Gefühle hervorruft.

Fünfter Akt.

Wie gerade der Bauernkrieg den Götz in seine Strudel hineinzieht, und Weislingen, worauf dieser sehnlichst gehofft,

Gelegenheit gibt, sich seiner zu bemächtigen und ihm den Prozeß zu machen, wie aber, noch ehe dieser selbst seinen Wunden und allem Jammer erliegt, Weislingen und Adelheid von der Rache ereilt werden, stellt der letzte Akt lebhaft bewegt dar.

Bei der Schilderung des Bauernkrieges benutzte Goethe nur Götzens eigene Darstellung nebst den vom Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen. Ein tieferes Verständniß war auch nach den damaligen Quellen unmöglich. Jetzt wissen wir, daß die Bauern in Franken und Schwaben wirklich an die Umgestaltung des Reiches dachten.*) Der Herausgeber nennt als bedeutendste Theilnehmer die ihre Missethat mit dem Leben gebüßt, Hans Vermetter zu Würzburg, Link genannt, Georg Metzler, Wirth zu Ballenberg, Jakob Köhl zu Eibelstadt Florian Geyer, Jakob Schmid und Wendel Salb. Zu Weinsberg sei zuerst Dietrich von Weiler, als er vom Kirchthurm herab mit den Bauern habe gütlich verhandeln wollen, erschossen und später vom Thurm heruntergeworfen worden. Darauf hätten die Bauern den Grafen Ludwig von Helfenstein nebst dreizehn Adligen, unter welchen zwei Sturmfeder, Rudolf Nagel von Eltershofen, Pleikard von Rüxingen und ein Spät gewesen, dann viele andere, an die achtzig Personen zusammen, „auf einen Acker gegen Heylbronn" herausgeführt, einen Kreis geschlossen und sie alle erbärmlich durch die Spieße gejagt. Vergebens sei des Grafen Gemahlin, Kaiser Maximilians natürliche Tochter, ihr kleines Kind auf dem Arm, den Bauern zu Füßen gefallen und habe mit Weinen und Klagen um sein Leben gefleht, das sie ihrem Kinde schenken möchten. Goethe hatte die letztere Szene, die er in Gottfrieds

*) Vgl. F. L. Baumanns Quellen und Akten des Bauernkrieges in Oberschwaben (1876 und 1879).

Chronik schon in seiner frühesten Jugend auch bildlich dargestellt gesehen hatte, im Entwurf höchst wirksam benutzt.

Die erste bei Sonnenuntergang spielende Szene, welche im Entwurf mehr auf die Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto (so heißt er hier) von Helfenstein beschränkt war, hat jetzt, obgleich sie der frühern an grausenhafter Wildheit nachsteht, an dramatischem Leben und umfassender Schilderung der Verhältnisse bedeutend gewonnen; auch leitet sie die Absicht auf Götz passend ein. Ein Haufe unter Link ist eben beim Sonnenuntergang mit dem Niederbrennen eines Dorfes beschäftigt, aus dem alles flieht, was mit wenigen treffenden Zügen beschrieben wird. Metzler, der gerade von dem großen Haufen kommt, schildert mit kannibalischer Freude die zu Weinsberg besonders am Adel mit grimmiger Rache ausgeübten Greuelthaten*); zwischen der grausigen mit Herzens-

*) Nicht umkommt, biblisch (Joh. 6, 12) und volksthümlich. — Kehraus heißt bei einem Feste der letzte wilde Tanz — Herum, um Weiler herum. — Haubern, säumen, ein volksthümlicher Ausdruck, wie trändeln, trenteln. Eigentlich scheint Hauber, wie Haber, Huber, die Bedeutung Plunder, Lumpen gehabt zu haben und darnach haubern vom Beschäftigen mit nichtigen Dingen gesagt worden zu sein; dann bekam es die Bedeutung unseres bummeln, und ward vom saumseligen, trägen Treiben, besonders vom langsamen Fahren gebraucht. Im Gedicht „An Schwager Kronos" stand früher: „Zögert mir vor die Stirne dein Haubern (statt Zaubern)." An Kestner schrieb Goethe: „Ich haubere mich weiter." In dem von Goethe benutzten Nachdruck stand hier als Druckfehler oder als vermeintliche Verbesserung zaubern, das Goethe ohne Ahnung, daß er selbst haubern geschrieben, aufnahm, aber vielleicht hätte er, auch wenn er dieses gefunden, es selbst in das gangbare zaubern verändert. — Zwischen arme Sünder tritt das den Gegensatz zu dem wirklichen Sinne des hier anders gefaßten arm bezeichnende reich. — Mit weiten Nasenlöchern, wie Götz einmal von einem sagt, „er habe viel Winds in der Nasen". — Das

jubel gewürzten Beschreibung unterläßt er nicht, die Bauern mit Schimpf- und Drohworten zum Anzünden aufzurufen. Zugleich berichtet er, daß der große Haufe von Heilbronn heranziehe, und er fordert dann Link auf, mit der Beute zu diesem zu stoßen, der eben um einen Hauptmann verlegen sei, aber noch zwischen Max Stumpf und Götz schwanke. Link ruft den Haufen zum Weiterziehen gen Heilbronn auf, wobei des zur Nachtzeit den Weg erhellenden brennenden Dorfes, aber auch der grausigen Himmelszeichen Erwähnung geschieht, wodurch uns dieser Nachtzug der „Bluthunde" in schrecklicher Beleuchtung entgegentritt. Jene Himmelszeichen, deren schon Georg zum Theil gedacht hatte, werden von den abergläubischen Bauern mit treffender Anschaulichkeit im wetteifernden Wechselgespräch beschrieben. Goethe benutzte hier die von mir zuerst nachgewiesene Stelle in Sebastian Franks Chronica: „Ein erschrecklicher forchtsamer Komet, dergleichen vor nie gesehen ist worden". „Anno 1527 ist ein grausamer Comet in Westerreich vnd vmbligenden grentzen gesehens worden, auff den 11. tag Octob. morgens vmb vier vhr, hat sein vbung ein stund vnd ein viertheil gewäret, darnach verschwunden. Der auffgang deß Cometen von Orient ist gestiegen auf Mittag vnd der Sonnen Nidergang, doch zwischen Mitternacht am meisten theyl gesehen worden, eines vnmässigen langen Cörpers einer unvermischten Blutfarb oder gleich gelbrot. Sein häupt oder anfang ist gewesen ein gebogner Arm,

lateinische Gaudium war der Volkssprache nicht fremd. — Fahrt zu, macht fort. — Sein Fratzengesicht fiel mir recht auf, weil ich ein so häßliches lange nicht gesehen. — Hasch deutet auf die Hast, womit er den Spieß ihm in die Seite stieß.

der hett in seiner Hand ein vberauß groß Schwert, in maß, als wolt sie jetzund dreyn schlagen, gezuckt. An dieses Schwerts spitzen vnn seiten drey fast [sehr] grosse Sternen, die an den spitzen am grösten erschienen. Von diesen Sternen thet sich ein breiter Wolckenfarben striemeter Schwantz, welcher in der lenge das ander alles vbertraff. Zu den seiten sind gesehen worden vil streimen, als lange Spieß gestalt. Darzwischen vil kleiner Schwert vermischt, alles sich einer bleichroten farb vergleichende. Zwischen dem allem sahe man vil grosser flammen*), welche gantz hel vnd feurig erschienen. Darzwischen waren hin vnd wider eyngemengt viel angesichter grausams anblicks, gantz harig an Haupt vnd Bart einer grauwen Wolcken farb. Dieß alles gieng feindtlich (als legs in blutstreimigem fließendem gewässer) durch einander zwitzern vnd sich arbeiten, onmassen grausam anzusehen, daß auch etlich, die es gesehen haben, schreckens vnd forcht halb gestorben sind." Dunger hatte vermuthet, die Beschreibung dieses Kometen in der Schweytzer Chronick von Johann Sumpff habe dem Dichter vorgeschwebt, aber Goethes Darstellung trifft viel genauer in vielen Einzelheiten mit Franck.

Bei der gleich darauf geschilderten Uebernahme der Hauptmannschaft folgt Goethe der Lebensbeschreibung, deren Darstellung er nur vereinfacht. Die Bauern ließen Götz durch seinen Schultheiß nach Gundelsheim bescheiden, weil sie etwas mit ihm zu handeln hätten. Er durfte sich, da diese seine

*) Hiernach faßt Wustmann Goethes Flamme nach süddeutschem Gebrauch als Mehrheit, aber dann würde wohl die Ausgabe letzter Hand Flammen geschrieben haben. In viel feurige helle Flamme steht das Hauptwort, wie häufig nach viel, kollektiv.

Weigerung auf das schrecklichste gerochen haben würden und er auf seine eigenen aufgeregten Mägde und Knechte sich nicht mehr verlassen konnte, einer solchen Forderung nicht entziehen. Zu Gundelsheim kommt ihm vor dem Wirthshaus, von den Bauern gesendet, Marx [Marcus] Stumpf *) von der Treppe herab entgegen, der ihm sogleich auf sein Befragen bemerkt, er müsse Hauptmann der Bauern werden. Götz erwiedert: „Das thue der Teufel! Warum thust du es nicht? Thue du es an meiner Statt!" Stumpf bemerkt dagegen, die Bauern hätten ihm das erlassen, weil er in Diensten des Pfalzgrafen sei, und auf Götzens weitere Weigerung bittet er ihn, seinem gnädigen Herrn, andern Fürsten und dem gemeinen Adel zu Liebe die Stelle zu übernehmen. Der Hauptmann der Bauern nimmt Götzens Entschuldigung unter der Bedingung an, daß er selbst dies den andern Haufen mittheile. Hierbei nehmen ihn die Hohenlohischen gefangen, die ihn nach seinem eidlichen Versprechen entlassen, am andern Tage sich im Lager zu Buchen zu stellen. „Ich thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nit gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Leger, und wünscht mir vielmahl dafür, daß ich in den [dem] bösten Thurn leg, der in der Türckey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt." Die Bauern zwangen ihn, vom Pferd abzusitzen und in ihren Kreis zu treten. Die Forderung, ihr Hauptmann zu werden, schlug er ab: er könne es seinen Ehren und Pflichten nach nicht

*) Goethe nennt ihn Max Stumpf nach Datt, der ihn als Amtmann von Krautheim bezeichnet.

thun; dazu verstehe er sich nicht ihres Handels, da ihre und seine Handlung, ihr und sein Wesen himmelweit verschieden seien; auch könnte er dieses gegen Gott, Kaiser, Kurfürsten, Grafen und Herrn, gemeine Ritterschaft, den Bund und alle Stände des Reichs nicht verantworten. Als sie aber auf ihrer Forderung bestanden, „da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handlen, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer.“ Fünf oder sechs Räthe von Mainz und Marx Stumpf drangen in ihn, sich der Hauptmannschaft zum Besten des Reiches nicht zu entziehen, da er dadurch viel Uebel hindern werde. „Da sagt ich drauf, wann die Bauern von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihnen Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hindersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8. Tag mit ihnen versuchen.“*) Diese verlangten eine längere Zeit; endlich einigte man sich auf einen Monat. Der frühere Kanzler Wendel Hippler setzte den Vertrag auf, worin sich die Bauern verpflichteten, ihm gehorsam zu sein, keines Fürsten und Edelmanns Haus zu verbrennen oder sonst zu beschädigen, auch diese Uebereinkunft an alle andern

*) Was hatte denn aber überhaupt der weitere Zug der Bauern zu bedeuten? So weit kann Götz unmöglich gegangen sein, der dabei offenbar seine Stellung zu den Bauern etwas verkennt, aber nicht absichtlich sich reiner darstellen will. Goethe hat ihn hier wesentlich berichtigt. Sein Götz kann die Banden nicht sogleich auflösen, nur von weitern Gewaltthaten, vom Morden und Brennen will er sie abhalten, und er hofft sie allmählich zu beruhigen.

Haufen zur Nachachtung zu schicken. Aber während Götz gen Miltenberg zog, wohin Graf Georg von Wertheim kommen sollte, beschwerten sich die übrigen Haufen über den Vertrag und sagten, „sie wolten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten", und sie schwuren, Götz und diejenigen, die einen solchen Vertrag aufgerichtet und ihnen zugeschickt, todt zu schlagen. Als dieser, vergebens durch einen von den Bauern gewarnt, zurückkehrte, sah er das Mainzische Schloß Willenberg brennen, was eine Verletzung des Vertrages war. „Da sagte ich frey zum gantzen Haufen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbaldt müdt werden, als ich ihr." Daß Götz zur Uebernahme der Hauptmannschaft gezwungen worden, tritt in Goethes Darstellung so unzweideutig hervor, daß nur die ganz falsche Stellung, welche Drenckmann gegen unser Stück einnimmt, ihn zu der Behauptung verleiten konnte (S. 23 f.), die Lust am Kampfe treibe Götz zur Annahme der Führerschaft, woneben er ihm eine Art Sympathie mit dem Bestreben der Bauern zuschreibt. Zum Beweise hierfür ruft er Weislingens Wort an, es würde Götz schon schwer fallen, sich ruhig zu halten, und dessen Unmuth über seinen Müßiggang, obgleich dieser selbst in eben dieser Szene so scharf als möglich betont, daß ihm nichts über sein Wort gehe. Aber Drenckmann will eben um jeden Preis eine Schuld haben, und so stellt er den getreuherzigen Götz geradezu auf den Kopf, glaubt den niederträchtigen Gegnern, nicht seinen eigenen Herzensergüssen noch der Darstellung der Handlung selbst, und geberdet sich wunderlich, um alles zur Beglaubigung seiner Grille mißzuverstehn. Auch Lichtenberger ist gegen unsere Szene sehr ungerecht. Götzens Widerspruch sei so schwach, sein Bedenken so kurz,

seine Entscheidung so barsch und so wenig begründet, daß der Leser befremdet und getäuscht sei und er über die Absicht des Dichters sich Rechenschaft zu geben suchen müsse. Als ob nicht die ganze Art, wie Götz, der Mann von raschem Handeln und wenig Worten, hier auftritt, durchaus seinem Charakter entspräche und er irgend anders hätte handeln können, als ob die Nothwendigkeit dieses seines Handelns nicht durch das, was wir von den empörten Bauern sehen und hören, vollständig begründet wäre, wenn er auch den wilden Banden gegenüber sich in keine lange Erklärung einläßt. Die Nothwendigkeit, sein Wort zu brechen, ergibt sich aus seiner Lage, da seine Weigerung nur die Zerstörung seines Schlosses und seinen eigenen Untergang zur Folge haben würde und er kein anderes Mittel sieht, sich selbst zu retten und die Wuth der Bauern zu mäßigen. Die von Lichtenberger getadelte Kürze ist so wenig ein Mangel, daß Götz seinem Charakter gemäß nicht anders handeln konnte.

Goethe führt als Führer des großen Haufens Kohl und Wild vor, von denen Kohl, der sich bereits im Entwurf fand, oder vielmehr Köhl, geschichtlich begründet ist (vgl. oben S. 129), Wild ein frei erfundener, bezeichnender Name, den der Dichter den sonst noch überlieferten vorzog. Max Stumpf und Götz sind von ihnen auf das Feld beschieden worden; des erstern Entschuldigung nimmt Kohl an, da er auf ihn weniger Gewicht legt als auf den kräftigen, eben mit Lerse und Georg auftretenden Götz. Aus den Worten, mit denen Götz auftritt, ergibt sich, daß man ihn hat rufen lassen. Dem Rufe nicht zu folgen, wäre Wahnsinn gewesen, da er die Wüthenden dadurch nur gegen sich gereizt hätte, ja sie hatten ihren Ruf mit Drohungen begleitet. Die Verhandlung, wobei Stumpf dem Götz zuspricht, ist mit

wenigen kräftigen Strichen echt dramatisch durchgeführt.*) Daß Götz, auch nachdem er die Hauptmannschaft angenommen, von den argwöhnischen Bauern bewacht wird, ist der Lebensbeschreibung gemäß. Kohl, der herrischer und gewaltsamer als Wild erscheint, hat aus Götzens strengen Worten Verdacht geschöpft, wie denn ein freier Ritter und Herr nie einer solchen von grimmigstem Haß erfüllten Natur rechtes Zutrauen einflößen kann. Kaum hat Götz sich entfernt, um sich unter den Haufen umzuthun und das Lager aufzusuchen**), so finden sich Metzler und Link ein, die eben von dem Vertrag gehört haben, was freilich etwas rasch ist. Auch sonst wäre es passender, wenn dieser Theil der Szene erst auf die nächste folgte. Metzler will von Schonen nichts wissen, sondern die Haufen aufregen, den Vertrag thatsächlich durch den Brand von Miltenberg zu brechen, das Goethe hier an die Stelle des Mainzischen Schlosses Willenberg gesetzt hat. So sind also die Bauern selbst unter sich uneins; die schlimmsten und zugleich thatkräftigsten wollen nur sich rächen und sich „emporhelfen", nicht die wirkliche Unterdrückung abstellen.

Nachdem wir gesehen, wie Götz in seine so schlimme Stellung gezwungen worden, treffen wir Weislingen wieder, der gegen die Bauern beordert ist und eben einen seines Erfolges sichern Hauptstreich thun will. Die Eifersucht wühlt in ihm. Adelheiden läßt er den entschiedenen Befehl zugehn, sich sofort auf sein

*) Wir haben nicht Sattelhenkens (zum Warten, eigentlich zum Ausruhen) Zeit, wie in der Lebensbeschreibung steht: „Nun es war nit lang Sattelhenkens da." Einige Auftritte später steht: „Es ist nicht Säumens Zeit."

**) Die Abordnung Lerses an seine Frau, bei der wir diesen gleich finden, könnten wir hier, besonders in der Gegenwart der Bauern, füglich entbehren, wogegen wir angedeutet wünschten, weshalb Götz sich entfernt.

Schloß*) zu begeben, was er früher nur als Wunsch geäußert, dem sie aber die Absicht entgegengesetzt hatte, bei Hofe zu bleiben. Doch der ihr den Befehl zubringen und sich von dessen Erfüllung überzeugen soll, ist der rasend in sie verliebte, für sie allein fühlende Franz, wodurch unsere Erwartung aufs äußerste gespannt wird. Die hier folgende Andeutung der entsetzlichen Regengüsse, von denen früher nichts verlautet hat, möchte man wegwünschen; sie scheint eingefügt, um den Schlag gegen die Bauern noch etwas aufzuhalten.

Die schreckliche, das Schlimmste drohende Lage von Götz tritt uns zunächst in der ängstlichen Sorge seiner einsam zurückgelassenen Gattin entgegen. Wir finden Lerse bei ihr; eben hat er ihr die traurige Mittheilung gemacht. Elisabeth sieht es deutlich voraus, wie seine Feinde dies zu seinem Verderben benutzen, ihm vorwerfen werden, er habe seinen Bann gebrochen und sei an der Spitze von Rebellen ausgezogen, obgleich er nicht anders konnte, wollte er nicht ihrer Wuth zum Opfer fallen.**) Vergebens deutet Lerse darauf, wie er ihrer Raserei Einhalt gethan***), ja selbst auf das schmählichste von ihnen gefangen

*) V, 8 ist ihre (Güter), was ich längst bemerkt habe, Druckfehler statt meine, wie richtig dort gleich darauf seine Güter steht.

**) Das Sag nein! und Sage (es sollte auch hier Sag heißen) nein! deutet, wie vorher: „und er wird nicht sagen können: Nein!" auf die Unmöglichkeit, die Thatsache zu leugnen, nicht, wie es Wustmann versteht, darauf, daß Elisabeth wünsche, er möchte es in Abrede stellen können.

***) Thathandlnngen, hier von Gewaltthätigkeiten, nicht nach Steigerwald, der auf dem Titel von Götzens „im Krieg ausgeübten Thathandlungen" spricht. Lichtenberger ist anderer Ansicht: aber daß das Wort auch diese Bedeutung hat, ist unzweifelhaft, und sie scheint hier entsprechender. Götz selbst braucht „so tyrannisch handeln". Bei Goethe (V, 2) ist vom „schändlichen, rasenden Wesen" der Bauern die Rede.

gehalten werde. Wäre Gott vom Himmel zu ihm gekommen, sagt Götz in der Lebensbeschreibung, die Bauern hätten ihn nicht mit sich reden lassen, ohne daß ihrer zehn oder zwölf dabei gestanden. Zum höchsten Unglück ist auch Sickingen jetzt weit entfernt; sonst würde dieser in der schrecklichen Noth für Götz eintreten.*)

Was Metzler oben gedroht, soll Götz zu seinem höchsten Unwillen erfüllt sehn, Miltenberg brennt. Seit der letzten Szene der Bauern müssen wenigstens einige Tage vergangen sein, da Götz äußert, er fahre den Bauern alle Tage durch den Sinn, sage ihnen die bittersten Wahrheiten.**) Dem widerspricht es aber, daß schon früher Metzler im Begriff stand, die Bauern zum Niederbrennen von Miltenberg aufzuhetzen; die Worte „Miltenberg dort drüben anzünden" müßten deshalb dort in Wegfall kommen. Der Entwurf hatte den Widerspruch nicht, auch die Bühnenbearbeitung hat ihn vermieden. Götz sendet Georg ab, den Mordbrennern sein höchstes Mißfallen über diesen Vertragsbruch und zugleich seine Absicht auszusprechen, sich von ihnen loszusagen. Seine unglückliche Lage unter diesen wilden, kein Recht kennenden Bauern zerreißt ihm das Herz. Der Wunsch, lieber in der Türkei gefangen zu liegen, ist aus der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 133), auch die unmittelbar darauf folgende Warnung des Unbekannten, welche zu der Zeit

*) Die Szene würde besser mit dem Gebete Lerses schließen. Daß Elisabeth nicht nach Georg, Sickingen und Marien fragt, würde sich einfach daraus erklären, daß sie vom Schmerz überwältigt ist, worauf eben Lerses Gebet deutet.

**) Wustmann nimmt das Präsens fahr in der Bedeutung des Futurums, weil Götz an diesem Tage erst das Kommando übernommen habe. Aber auch dadurch schwindet der wirkliche Widerspruch nicht, den Goethe bei der Bearbeitung übersah.

erfolgte, als sie zu Würzburg lagen; der Warnende ist dort ein Siebener, ein Mitglied des Rathes. Götz sei ein guter, freier Edelmann, sagt jener „gute, fromme, treuherzige" Mann, er rede frei, nicht, wie es einem jeden wohl gefalle, und sei kein Heuchler; doch rathe er ihm, solcher Rede müßig zu gehn, sonst hätten die Bauern beschlossen, ihm den Kopf herabzuschlagen. Nach der Rede des Unbekannten ist wohl mit Unrecht der Nachruf Götzens weggefallen: „Hört! Noch ein Wort!" der sich im Entwurf fand. Wie fürchterlich dem edlen Ritter auch ein solcher Tod unter den Bauern scheinen muß, doch faßt er sich in dem Gedanken, dieser werde gerade der Welt den besten Beweis liefern, daß er ihren Frevelthaten nicht zugestimmt, sondern sie verabscheut habe. Wie er dies mit äußerster Lebensgefahr auch den Mordbrennern gegenüber ausspricht und ihrer Wuth seinen ritterlichen Muth entgegensetzt, zeigt sich in lebendigster Darstellung sofort, als er, trotz der dringendsten Noth, da der Theil der Bauern, der Miltenberg verbrannt hat, geschlagen und gefangen worden, sie über den Vertragsbruch zur Rede stellt und die feige Schmähung nicht ungestraft läßt. Brand und Niederlage hat Goethe hier ganz nahe gerückt. Nach der Lebensbeschreibung zogen die Bauern, als sie Willenberg verbrannt, in Würzburg ein, wo sie einige Tage verweilten, bis die Nachricht von der großen Niederlage, welche ein sehr starkes Heer der Aufständischen bei Böblingen erlitten hatte, sie zum Aufbruche veranlaßte; Götz aber verließ bei Adolfsfurt, da eben sein Monat zu Ende war, seinen Haufen, ehe dieser geschlagen ward. Doch Goethe bedurfte der Gefangennahme von Götz nach der Niederlage und er mußte alles näher zusammenrücken. Sein Todfeind Weislingen ist es, der die Fliehenden verfolgt,

und dies um so leidenschaftlicher, als er erfahren hat, daß Götz sich unter ihnen befindet und verwundet ist. Seine von ärgster Eifersucht gequälte Seele ist vom grimmigsten Haß gegen den alten Freund entbrannt, dessen Vernichtung ihm lindernder Balsam sein würde, da seine Größe ihm das Herz beklemmt.

Die kurze Szene, in welcher Weislingen die Ritter zur Verfolgung antreibt und seinen der Erfüllung nahen gierigen Haß gegen Götz enthüllt, folgt nach einer Schlacht, welche die Aufständischen zurückgedrängt hat, doch sollte sie von der vorigen entschiedener getrennt sein und an einem andern Orte des Schlachtfeldes spielen.*)

Eine sehr glückliche Erfindung ist es, daß der schwer verwundete Götz in den Wald, zu den von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Zigeunern fliehen muß**), und unter diesen, zum letztenmal für seine Freiheit kämpfend, gefangen genommen wird. Der Zustand der Zigeuner, die im Entwurf eine große Breite einnahmen***), ist mit wenigen scharfen Zügen entworfen. †) Wie Kinder und Weiber zum Unterhalt das Ihrige beitragen müssen, tritt uns zunächst entgegen, nachdem

*) Er schilt sein Herz thöricht, weil es, so lange Götz lebt, sich nicht beruhigen will.

**) Götz hatte durch Georg den mordbrennerischen Bauern sagen lassen, sie sollten einen Zigeuner, nicht ihn zum Hauptmann wählen.

***) Seit 1497 wurde den Zigeunern auf den Reichstagen wiederholt geboten, bis nächste Ostern oder binnen drei Monaten Deutschland zu verlassen. Maria Theresia schützte sie und wollte sie an feste Wohnsitze binden, aber auch sie sah sich gerade in dem Jahre, in welchem Götz erschien, zu strengen Maßregeln gegen sie gezwungen.

†) Die dialektische Eigenheit der Zigeunersprache wird willkürlich durch die Formen und Redeweisen der gemeinen Volkssprache angedeutet, wozu auch das eigentlich pleonastische „hint (heute Nacht) Nacht" gehört.

das unwirthliche Lager treffend bezeichnet ist. Zugleich aber wird der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung in der Umgegend gedacht, wobei auch wieder die feurigen Himmelserscheinungen hervortreten. Die männlichen Zigeuner*), welche das Festhalten am alten Aberglauben durch den Ruf des wilden Jägers bekunden, den sie im schaurigen Walde eben über sich hinziehen zu hören glauben, haben die Verwirrung zu ihren kleinen gewohnheitsmäßigen Diebstählen bestens benutzt, so daß die Alte mit ihrer Ernte sehr zufrieden ist. Nachdem das Bild der armen, zum Stehlen gezwungenen Zigeuner uns lebhaft vergegenwärtigt ist, naht Götz, dem die Feinde auf der Spur sind. Dieser, dessen Erscheinung bei dem Hauptmann noch in seiner großen Noth Bewunderung erregt**), wogegen der erste Zigeuner in ihm gleich den berühmten Götz erkennt, findet freundlichste Aufnahme. Aber die Feinde nahen und ihre Uebermacht bewältigt die für Götz sich erhebenden Zigeuner. Der Held, der sich selbst mit Noth aufs Pferd schwingt, wird gefangen, wie wir aus dem Munde des ersten, die unglückliche Entwicklung meldenden Zigeuners erfahren. Die knappe Ausführung athmet überall frisches Leben; der Verlockung, Götzens Gefangennehmung wirksam darzustellen, wie es die Bühnenbearbeitung thut, hat der junge Dichter widerstanden.

Jetzt, wo Götz seinem Ende nahe gekommen (denn das Herz

---

*) Die drei Gesellen, die mit dem Hauptmann erscheinen, sind Wolf, Sticks (von stecken, heimlich mittheilen) und Schricks (von schrecken); sie werden anfangs als erster, zweiter, dritter Zigeuner bezeichnet.

**) Des Hauptmanns Anrede: „Ists Friede, daß du kommst", wie 1 Samuel 16, 4, soll keine biblische Anspielung sein; es ist eine volksthümlich gewordene Redeweise.

seines Lebens ist durch seine Gefangennahme als Hauptmann der Bauern unter den als Räuber geltenden Zigeunern gebrochen), jetzt muß die Rache auch das gegen ihn verbündete, längst unter sich entzweite Paar ereilen. Franz hat seiner Herrin Weislingens Brief mit dem strengsten mündlichen Befehl überbracht, wodurch diese zum Aeußersten getrieben wird; es gilt dem Eifersüchtigen zuvorzukommen. Der Dichter hat hier ihre Beziehung zu Karl unbeachtet gelassen, weil sie zur folgenden Entwicklung weniger geeignet schien; doch wäre eine Erwähnung von Karls zeitweiliger Entfernung wohl angebracht gewesen. Adelheid ist nicht mehr in Augsburg, sondern hat sich auf ihr Schloß begeben, wo sie sich am sichersten glaubt. Gleich nach Empfang des Briefes hat sie sich auf ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wo sie nicht zur Ruhe kommen kann, doch fest steht ihr Entschluß, das Schlimmste abzuwehren, ihre Freiheit durch Weislingens Verderben zu erkaufen.*) Schon hat sie einen Brief an ihn begonnen, in welchem sie seinen Wunsch erfüllen zu wollen erklärt, aber sie sinnt darauf, den rasend in sie verliebten Franz zur Vergiftung ihres nichts Arges ahnenden Gatten zu verleiten. Dieser kommt ihr eben ganz gelegen. Die Sorge für die Herrin und die glühende Liebe zu ihr haben ihn nicht schlafen lassen; die Unruhe treibt ihn auf, zu ihr hin; auf den Zehen schleicht er zur Thüre ihres Schlafzimmers und klopft. Wie könnte Adelheid in dem Augenblicke, wo sie seine Liebe höher schätzen

*) Wir haben uns die Worte: „Er — zuvorkommen", wohl als Schluß eines längern Selbstgespräches zu denken, nicht anzunehmen, daß sie, nachdem sie mit dem Briefe in der Hand auf dem Sessel eingeschlafen, eben aus einem unruhigen Schlummer aufgewacht ist, da der Dichter dies irgendwie angedeutet haben würde.

muß, wo eine dunkle Ahnung sie treibt, er müsse ihren Plan ausführen, ihm den Eingang verweigern! Mit schlauer Berechnung*), in welche sich ihre Liebe zu dem schmachtend hinschmelzenden armen Jungen glücklich verwebt, weiß sie seine Wuth gegen Weislingen, der sie nur deshalb auf sein Schloß haben wolle, um sie unter seiner Gewalt zu haben, sie wohl in ein Kloster verstoßen**), so zu stacheln, daß dieser in leidenschaftlicher Hast das ihm angesonnene Verbrechen auf sich nimmt.***) Mit der schmeichelnden Aussicht, ihm bald ganz anzugehören, so daß er nicht mehr, wie heute, verstohlen zu ihr zu kommen und sich in frühester Morgenstunde wegzuschleichen brauche†), mit dieser berauschenden Hoffnung treibt sie ihn zum schrecklichen Werke. Die Szene bricht vor ihrer Trennung ab.

Des unglücklichen Götz schrecklicher Zustand und das ihm drohende Schicksal treten uns in der zu Heilbronn vor dem

) Sie knüpft an den von Franz ihr überbrachten brieflichen und mündlichen Befehl an, auf sein Schloß zu gehen. Daß ihre (statt seine) Güter verdruckt sei, beweist das bald darauf folgende „Er will mich auf seine Güter". Vgl. S. 138). Strehlke hat meine Verbesserung aufgenommen, auch Lichtenberger empfiehlt sie. Schröer sagt kein Wort über den Widerspruch.

**) „Hier weiß er mich in Sicherheit." Auf ihrem Schlosse wagt er keine Gewalt gegen sie, da sie dort Herrin ist.

***) „Eh' alles! alles!" bezieht sich nicht auf Adelheidens letzte Frage, sondern auf den Schluß ihrer frühern Rede, „wird mich in ein Kloster stecken". Aehnlich geht kurz vorher das wiederholte „Er soll nicht!" auf das nicht unmittelbar vorhergehende „mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingibt". „Franz, ach uns zu retten!" ist als unabhängiger Ausruf des Wunsches zu fassen.

†) So sind Adelheidens hoffnungsvolle Worte zu verstehn, nicht auf einen frühern verbrecherischen Umgang zu beziehen. Weist sie ja seine Umarmung als unverschämt zurück. Der Morgen ist eben nahe, da Franz in tiefer Nacht zu ihr gekommen. Sie drängt ihn, sich zu entfernen, damit er um so rascher ihren Befehl vollziehe.

Gefängnißthurm spielenden Szene, in Elisabeths kummervoller Bedrängniß und Lerses Schilderung der grausamen Behandlung der Aufständischen entgegen. Götz ist zum zweitenmal nach Heilbronn gebracht worden (den Ort wünschte man nicht bloß in der Ueberschrift bezeichnet), wo man ihn in den Thurm geworfen hat, da man ihm, wie Elisabeth nur zu richtig geahnt, den Prozeß als Meuterer macht. Die Gattin ist zu seinem Trost dorthin geeilt, aber leider kann sie das schleichende Fieber, das ihn befallen, eben so wenig verscheuchen als die Düsternheit seiner Seele. Lerses Kunde, daß Weislingen Bundeskommissar sei, gestattet ihrer gräßlichen Furcht noch einige Hoffnung. Eben ist Maria, nach der Lerse von ihr geschickt worden, angekommen; sie soll sogleich zu Weislingen hin, um von dem treulosen Geliebten das Leben ihres Bruders zu erflehn.*) Mit Absicht ließ Goethe Marien nicht sogleich mit Lerse auftreten, sondern noch im Wirthshause verweilen, um die Darstellung zu vereinfachen. Im Entwurf folgt Maria diesem freiwillig, als er ihr die Nachricht von der Noth ihres Bruders gebracht.

Der zu rascher Entwicklung drängende Dichter versetzt uns sofort auf Weislingens Schloß; zwischen der dort und der zu Heilbronn spielenden Szene ist einige Zeit verflossen. Adelheid hat sich nach ihrem Schlosse begeben, wohin ihr Franz Nachricht bringen soll. Aber dieser kann Weislingen nicht verlassen; das Gift hat gewirkt, es verzehrt Weislingens Lebenskraft. Vor Mattigkeit weiß er sich kaum zu halten; dabei führt sein Schuldbewußtsein ihm in fieberhaften Träumen den Götz vor, der ihn

*) Daß Maria so elend durch Weislingen sei, deutet darauf, daß sie ihn noch immer liebt, aber sein schändliches Betragen verabscheuen muß.

mit bitterster Verachtung straft.*) Schon hat er sein Todesurtheil unterschrieben und noch immer bangt ihm vor Götz. Die Stimme seines Gewissens regt sich nach seinem Erwachen, und die Erinnerung an ihre einstige Freundschaft ergreift ihn, aber der Gedanke, daß dieser so schmählich verrathene, vor ihm riesengroß sich erhebende Jugendfreund noch lebe und ihn vielleicht noch einmal vernichten könne, ängstigt ihn schrecklich. Unfähig, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, schiebt er die Schuld auf böse Geister, die mit den Entschlüssen der Menschen ihren höllischen Muthwillen übten. Wegen der ihn immer mehr überwältigenden Schwäche**) muß er sich auf einen Stuhl niederlassen; könnte er nur einmal in einem Schlafe sich stärken, aber dieser Wohlthäter der Schwachen und Ermüdeten flieht ihn.

Die Erscheinung der unangemeldet eintretenden Maria ist auf das treffendste verwandt, Weislingens Angst und Gewissensqual zu steigern; je mehr diese mit ihren Bitten in ihn dringt, um so fürchterlicher fühlt er sich erschüttert.***) Franzens Bekenntniß seiner Schuld, nachdem Weislingen Götzens Todesurtheil zerrissen hat, ist auf das glücklichste eingeleitet.†) Die Gewißheit von Adelheidens Schandthat gibt diesem den letzten Stoß; die Anwesenheit seiner treulos verlassenen Geliebten wird für den Schuldbewußten zur grausesten Qual, während für den Zuschauer gerade durch Mariens edles Mitleid das Schreckliche

*) „Versagte mir", es zu fassen. — Statt er's muß es heißen „er das seine".

**) Dreht, wie häufig, ohne das jetzt hier nöthige sich.

***) Erst bei den Worten: „Das ist Adelbert!" tritt ihr die in seiner ganzen Gestalt sich zeigende Zerstörung lebhaft vor die Seele.

†) „Hoffnung ist bei den Lebenden", sprichwörtlich. Faust II, 5680 „Der Lebende soll hoffen."

der Szene gemildert wird. Ehe Weislingen, der jetzt das, was er an Götz verschuldet, noch möglichst gut zu machen sucht*), wirklich verscheidet, bricht der Dichter treffend ab mit Mariens inbrünstiger Bitte um einen Strahl himmlischer Gnade, daß er doch nicht in Verzweiflung sterben möge.**)

Bei der sich unmittelbar anschließenden Szene des Vehmgerichts hat sich Goethe großer dichterischer Freiheit bedient; er benutzte neben Datt die sogenannte arnsberger Reformation (codex legum et consuetudinum judicii Westphalici summae sedis Tremoniensis), die er im Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus inediti e bibliotheca Senckenbergiana fand. Daraus nahm er das auf dem Tisch liegende Schwert mit einem Strick oder einer Weide, die er eigenthümlich zum doppelten Tode benutzte, sowie die im Entwurf genannte Siebenzahl der Richter.***) Nach Datt stellte der Freischöffe, welcher die Klage übernommen hatte, des Klägers „gewonnener Fürsprech", an den Freigrafen die „Frage eines rechten Urtheils" mit Beantragung einer bestimmten Strafe. Der Freigraf übertrug das Urtheil einem Freischöffen, der sich mit den übrigen Freischöffen entfernte, um die Ansicht derselben zu vernehmen. Das vom vorsitzenden Freischöffen gegebene Urtheil wurde vom Freigrafen gesprochen und einer oder zwei Freischöffen zum

*) Unter den andern Kommissarien nennt Weislingen noch Seckendorf, in dem Entwurf den „Regimentsrath von Seckendorf". Die Lebensbeschreibung gedenkt einmal des vornehmen fränkischen Geschlechtes von Seckendorff.

**) Der Blick der ewigen Liebe dringt in sein Herz und eröffnet es zu neuem Leben. Blick, Strahl, wie in Hermann und Dorothea (VIII, 3) von der Sonne.

***) Der Entwurf unterscheidet sieben sitzende Oberrichter und sieben stehende Unterrichter, wobei der von Datt berichtete sogenannte „Umstand" vorschwebte, wie man die Schöffen nannte, welche das Recht hatten, um das Gericht zu stehn.

Vollzug desselben bestimmt. Daß Frauen vor dem heimlichen Gericht nicht verfolgt werden konnten, durfte unser Dichter bei den vielen Freiheiten, die er sich nahm, ganz unberücksichtigt lassen, wie er auch die Bestimmungen über die verschiedenen Fristen nicht brauchen konnte. Die zwischen unserer und der vorigen Szene liegende Zeit ist eben so wenig als der Ort des geheimen Gerichts näher angedeutet. Dem Dichter war es nur darum zu thun, dem Ganzen den Charakter des Grausenhaften, Unheimlichen aufzudrücken, wozu er den einfach bedeutsamen, schauerlich wirkenden Ton in ganz freier Darstellung glücklich traf.*) Auch hierin ist seine Darstellung der Typus für die spätern Ritterdramen geworden. So wird denn die Strafe des doppelten Todes durch Strang und Schwert wegen Ehebruch und Mord gegen Adelheiden ausgesprochen**); ihren grausenhaften Vollzug, auf dessen kecke Darstellung im Entwurf der junge Dichter ohne Zweifel große Stücke gehalten hatte, ließ er später mit Recht weg, überzeugt, daß das moralische Gefühl durch die in Aussicht gestellte Ermordung befriedigt sei, durch die wirkliche Darstellung der Ermordung des ränkevollen Weibes

*) Unsträflich, ohne schwere Schuld. — „Deß Herz rein ist, dessen Hände rein sind." Nach Psalm 24, 4: „Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist."

**) Es muß hier angenommen werden, daß Adelheid sich mit Franz des Ehebruches schuldig gemacht; im Entwurf thut sie es sowohl mit Franz als mit Sickingen, wogegen jetzt keiner von beiden sich mit ihr wirklich vergangen hat. In den Worten des Aeltesten ist wohl vor (statt von) dem Angesichte des Himmels zu lesen, wie es in Egmonts erstem Monolog im Gefängnisse früher hieß vorm Angesicht der Sonne. Lichtenberger will freilich wieder von im Sinne weg von fassen, aber vor dem Angesicht ist stehende Redeweise und auf dem Angesicht des Himmels sind sie nicht, sondern vor ihm.

die Anziehung der Todesszene des Götz, der seinen Gegensatz in Weislingens qualvollem Ende findet und in großartigster Bedeutsamkeit hervortreten muß, wesentlich beeinträchtigt würde.

Die folgende kurze Szene während der Rückreise Mariens nach Heilbronn*) ist sehr unnöthig, da bei der ganzen springenden, nicht alle Punkte der Handlung gleichmäßig vergegenwärtigenden Darstellung Mariens Eile, dem Bruder seine Befreiung zu bringen, keiner Ausführung bedarf. Auch könnte ja Lerse ihr vorauseilen, und leicht wäre es gewesen, die Raschheit, womit Maria ihre Reise ausgeführt, am Anfang der zweitfolgenden Szene anzudeuten. Im Entwurf finden wir hierfür eine ganz andere Szene, worin die eben zurückgekehrte Maria mit Lerse zusammentrifft; Lerse ist, was an sich wahrscheinlicher, bei Götz und dessen trostloser Gattin zurückgeblieben.

Nur Götzens Ende bedarf noch der Darstellung. Wir finden ihn mit seiner treuen Gattin im Gefängniß (Thurm). Vergebens sucht Elisabeth den schwer Niedergebeugten durch die Hoffnung einer glücklichen Wendung der Dinge aufzurichten.**) Haben sie ihm ja alles genommen, worauf er Werth gelegt (der Schmerz macht ungerecht, und so gedenkt er nicht des höchsten ihm gebliebenen Schatzes, seiner Gattin); mögen sie ihm denn auch den Kopf nehmen, an dem jetzt wenig gelegen ist. Nur von seinem treuen, tapfern Georg möchte er noch sichere Kunde vernehmen,

*) An Morgen, eigentlich an'n Morgen, nach älterer Freiheit, wie in Garten. — Aushellen, mundartlich für aufhellen, wie es Goethe auch in einem Briefe an Frau von Stein braucht. Noch Jean Paul hat den Ausdruck.

**) „Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf." Mit Beziehung auf Psalm 145, 14: Der Herr erhält alle, die da fallen, und richtet alle auf, die niedergeschlagen sind." 146, 8: „Der Herr richtet auf die Niedergeschlagenen."

am liebsten ihn selbst sehn, weshalb Lerse nach ihm ausgesendet werden soll. Daß dieses geschehen, versichert ihm Elisabeth, da sie durch die Kunde von Georgs Tode ihm nicht den letzten Stoß versetzen möchte. Götz fühlt, daß das Schicksal sein Verderben beschlossen, daß er unter der Last des zusammenströmenden Unglücks erliegen soll, worüber er sich in frommer Ergebung beruhigt.*) Aber noch einmal möchte seine nach Freiheit sich sehnende Seele Gottes freie Frühlingsluft und den offenen, reinen Himmel genießen.

Sein Wunsch wird ihm gewährt, wie dem König Johann bei Shakespeare (V, 7); man bringt ihn in das Gärtchen des Gefängnisses. Lerse und Maria sind eben von der Reise zurückgekehrt; ersterer soll hineingehn und sehn, wie es um den Bruder stehe. Maria trifft mit Elisabeth zusammen, die eben den Wächter beredet hat, den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen.**) Maria berichtet, daß Weislingen gestorben und ihr Gatte, von dessen hochfliegenden Plänen wir früher vernommen, in größter Gefahr schwebt. Elisabeth gibt uns Gewißheit von Georgs Tod.***) Die arme Maria preßt das Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Hoffnungen, welche das Zusammentreffen so

*) Als das Unglück, das ihn betroffen, nennt er Weislingens Verrath, der ihm zuerst das Herz gebrochen, dann die schreckliche ihm aufgezwungene Hauptmannschaft, den eben erfolgten Tod des ihm von Herzen gewogenen Kaisers, und erst zuletzt sein eigenes Körperleiden. — Er hatte gehofft, sein Ende (Stunde) sollte sein „wie sein Leben", so lebhaft bewegt, in Bewährung seiner Kraft.

**) Elisabeth bemerkt Marien erst, als der Wächter sich entfernt hat. Der Dichter hat es unterlassen, das Zusammentreffen beider auszumalen. Beide sind vom Schmerz abgestumpft.

***) „Die Hand des Herrn ruht schwer auf ihm." Nach Psalm 32, 4: „Deine (des Herrn) Hand war Tag und Nacht schwer auf mir."

vieler bittern Schläge, unter denen auch Weislingens verzweiflungsvoller Tod, ihr nahe legt, in die Worte zusammen: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!“

Jetzt erscheint Götz, von Lerse und dem Wächter geführt, unter dem mit innigster Dankbarkeit begrüßten heitern Frühlingshimmel, um von der Welt und seinen Lieben Abschied zu nehmen. Die eben so hoffnungsvoll sich neubelebende Welt erinnert ihn in gefaßtem Schmerze, daß alle seine Lebenshoffnungen dahin sind, selbst die wunderbar erhebende Aussicht auf eine edle, tapfere Nachkommenschaft, wie sie ihm sein Vater einst erfleht, ist ihm genommen; sein einziger Sohn hat in einem Kloster seine Bestimmung gefunden, er wird sich ganz einem heiligen Leben widmen. Aber hat das Schicksal ihm auch einen starken, ritterlichen Sohn versagt, so muß er es doch als eine glückliche Fügung betrachten, daß es ihm tapfere Kampfesgenossen verliehen hat. Der Anblick des einen, Lerses, der zu seinem höchsten Troste noch im letzten Augenblick ihm zur Seite steht, hält seine Seele aufrecht, während Georg, der jugendliche Held, fern ist, an dessen Feuer und Leben strahlenden Blicken er sich gern noch einmal erwärmte. Die tiefe Sehnsucht des sterbenden Götz nach diesem seinem ihm vorangegangenen geistigen Sohne erfüllt die anwesenden Lieben mit schmerzlicher Rührung; stumm blicken sie zur Erde und sie können sich der Thränen nicht enthalten. So ist denn Georgs Tod ihm gewiß. Diese Gewißheit vollendet seine Ueberzeugung, daß es auch mit ihm zu Ende; ist ja des geliebten herzlichen Reiterjungen Tod ihm ein Anzeichen, daß kein Edler mehr auf Erden gedeihen kann. Gibt ihm auch die Nachricht, daß er im tapfern Kampf gefallen, einigen Trost, so fühlt er doch das letzte Band zerrissen,

das ihn, den freien, auf sich selbst ruhenden Rittersmann, an der Erde fest hält. Gott möge darum seine Seele vom Körper befreien. Die Auslassung der Anrede („Herr") ist störend; auch sonst fehlt bei Goethe zuweilen die Anrufung Gottes oder der Götter.*) Jetzt erst wendet er sich mit innigstem Antheil an die Zurückbleibenden, zunächst an die liebevolle Gattin, die er seinem treuen Lerse empfiehlt; in einer verderbten Welt des Trugs und der List läßt er sie zurück, in welcher sie stets auf ihrer Hut sein sollen, da man den Edlen Netze stellt, um sie zu Falle zu bringen. Dieser Gedanke bringt ihn auf Marien, für deren edlen Sickingen er mit Recht fürchtet. Sind ja schon die Edlen alle dahingegangen, wie er schmerzlich klagt: Selbitz, sein wackerer Kampfgenosse, der Kaiser, und, was ihn am tiefsten erschüttert, sein Georg. Aber der Schmerz und die lange Rede haben ihn angegriffen, seine letzte Kraft ist geschwunden; er fühlt Durst, der Athem ist ihm benommen, und so sehnt er sich denn nach Befreiung von seiner Beklommenheit, nach der reinen himmlischen Luft, nach der vollen Freiheit der durch nichts gehemmten Seele. So gilt der letzte doppelsinnige Ruf der heiligen Braut seiner Seele, der Freiheit, deren sinnliche Vertreterin die frische Himmelsluft ist. Bei der Tischszene sollte sein letzter Ruf der Freiheit gelten, was er auch jetzt, nachdem ihm alles geraubt ist, aus innerster Seele wahr hält.**) Daß Götz die wahre

*) Vgl. die Erläuterungen zur Iphigenie III, 1, 290 (S. 105**), zur Stella IV, z. E. (S. 129*).

**) Auch in der Bühnenbearbeitung wird nicht angegeben, daß er sterbend einem seiner Begleiter in die Arme fallen soll, wahrscheinlich Lerse, der das letzte Wort spricht. Dort wird Götz ins Gärtchen des Kastellans geführt, das sich auf der Mauer befindet, und wir finden ihn darauf in diesem, ohne daß bemerkt wäre, wer ihn geführt.

Freiheit droben finden werde, spricht Elisabeth aus, während Maria das Jahrhundert verdammt, in welchem ein solcher Mann so untergehn mußte. Man würde beide ihre Reden gern miteinander vertauschen lassen, gebührte nicht der Gattin nach Götzens Tod das erste Wort. Lerse aber verdammt die Nachwelt, wenn auch sie Götz verkennen könnte, und stellt ihn so als Muster eines echtfreien, ritterlichen, geraden und treuen Charakters für alle Zeiten hin. Der heilige Augenblick von Götzens Hinscheiden durfte nicht durch die Nachricht seiner von Marien erwirkten Befreiung entweiht werden. Götz tritt hier vor seinem Ende noch einmal in erhöhter Gestalt vor uns; die Züge seines Charakters verklären sich gleichsam in dem Abschiede, den er von der Welt nimmt, an welche seine freie Seele sich durch kein Band mehr gefesselt fühlt, da seine Kraft und alle die, auf welche seine Hoffnung gerichtet war, dahin sind. Freilich scheint uns der Schluß trostlos zu entlassen, da wir nur in eine arge Zeit des Truges und der List schauen, aber Lerse deutet doch leise auf den Gedanken an eine bessere Nachkommenschaft, die Götzens einfache Größe erkennen werde. Wunderlich sieht Drenckmann (S. 25) im Schlusse des Stückes den vollständigen Sieg der neuen Ordnung der Dinge über Götz; er will uns ernstlich glauben machen, Goethe habe diesen Sieg als einen berechtigten, den Untergang als Sühne der Schuld dargestellt, während der Dichter, wenn wir anders auf seine Worte achten, uns mit dem ergreifenden Gefühl entläßt, daß hier ein edler Mann dem Trug und der Arglist zum Opfer gefallen.

Goethes Götz tritt uns als die mit ureigener Dichterkraft vollzogene Vollendung von Lessings Kampf gegen den französischen Klassizismus und seiner verehrenden Hinweisung auf

den genialen Britten entgegen, in dessen Stücken der Geist selbstbewußter Freiheit sich volle Bahn gebrochen hatte. Und glücklicher Weise hatte der Dichter in Götz einen volksthümlichen Stoff gefunden, wie er kaum in unserer ganzen Geschichte wieder anzutreffen sein möchte, wenn es auch für die Jesuiten einen echtdeutschen Stoff eben nur vor der Reformation, im gesegneten Mittelalter gibt, und sie bedauern, daß Goethe über die „Scharteke" der Lebensbeschreibung des Berlichingen gerathen, er freilich den Volkston gut getroffen, aber den wahren deutschen Geist verfehlt und ein regelloses Drama geliefert habe. Das Volksthümliche liegt hier nicht in der Handlung, die, so beschämend für Deutschland als irgend eine, absichtlich mit schonungsloser Uebertreibung von Goethe dargestellt wurde; es ruht im Charakter des Helden, in welchem die deutsche Nation ihr eigenes Ebenbild, den Inbegriff deutscher ritterlicher Treue, Biederkeit und Tapferkeit erkannte. Auch aus Elisabeth, Marie, Georg und Lerse weht uns das echtdeutsche Gemüth entgegen. Darum jubelte das Volk dieser durchweg von deutschem Leben durchdrungenen, mit der Gewalt einfacher, aber kräftig bezeichnender, lebendig verkörpernder Sprache ergreifenden Dichtung begeistert zu, und es wird ihr immer zujubeln, da es in ihr ein Sinnbild seiner eigenen, so oft getäuschten, sich aber nie verleugnenden Biederkeit und Treue, das Drama des so oft zu kurz gekommenen deutschen Gemüthes erkennen muß.

IV. Die Charaktere.

Die lebendige Charakterdarstellung ist im Drama mit der Handlung auf das innigste verflochten; beide stehen in der genauesten Wechselbeziehung. Aber nicht allein in der dargestellten Handlung prägt sich der Charakter der Personen aus: manche von ihnen erzählte Züge, auch Aeußerungen anderer wirken dazu mit, und nicht am wenigsten ihre ganze Haltung, das Wesen ihres Auftretens bis zum sprachlichen Ausdruck. Die Kunst des Dichters besteht gerade darin, diese einzelnen zusammenwirkenden Darstellungsmittel so geschickt zu verwenden, daß sich ein lebensvolles Bild entfaltet, was er freilich nur dann vermag, wenn er dieses hell in seiner Seele erschaut hat, und nicht weniger mit angeborenem und lebendig ausgebildetem Blick in das Wesen der menschlichen Natur als mit anschaulicher Gewalt der Vergegenwärtigung begabt ist. Wie glücklich dies alles bei Goethe sich vereinigte, bewährte er schon in dem ersten, ganz aus der Tiefe seines begeisterten Herzens geflossenen dramatischen Versuch, dem Götz, in welchem alle Charaktere bis zum unbedeutendsten herab mit einer überraschenden Anschaulichkeit uns entgegentreten, alle, ohne irgend durch das sich aufdrängende Gefühl der Absichtlichkeit zu stören, ihr Wesen rein aussprechen. Die bezeichnenden Züge sind so glücklich herausgegriffen und gestellt, daß sie sich zu einem einheitlichen, fest umschriebenen

Bilde gestalten; oft ist ein einzelner Zug an seiner Stelle so glücklich benutzt, daß er uns den Charakter lebhaft vergegenwärtigt. Man erinnere sich nur der Darstellung der beiden sich ergänzenden Reichssoldaten, der beiden Knechte III, 22, des zweiten Offiziers, des Hauptmanns, der einzelnen Zigeuner, besonders der Zigeunermutter und des Hauptmanns, um von weiter entwickelten Charakteren nicht zu reden, wie von Bruder Martin, der sich als eine tieffühlende, von allem Edlen und Menschlichschönen innigst ergriffene, aber jeder kühnen Thatkraft ermangelnde Natur darstellt, von Metzler, diesem wilden, jähen, ungestümen, von blutigster Rachsucht aufgestachelten, an schrankenloser Wuth sich labenden Aufrührer, neben Link, Kohl und Wild.

Auf die glückliche Zeichnung aller einzelnen Charaktere dürfen wir nicht näher eingehn, nur der hauptsächlichen sei gedacht, insofern sie vortrefflich durch die ihnen zur Seite tretenden näher bestimmt und beleuchtet werden. Götz erscheint als der gerade, biedere, tapfere und freie, naturwüchsige Ritter, dessen Seele, von Freiheit, Recht, Männlichkeit und Treue erfüllt, wenn auch jeder feinern Bildung abgewandt, doch rein und kräftig empfindet. Mit innigster Liebe hängt er an der treuen, ihn ganz verstehenden Gattin, mit herzlicher Neigung umfaßt er die zartere Schwester, deren Schicksal ihn tief bekümmert, der er die Pfade des Lebens so gern sanft und leicht machen möchte, mit väterlicher Lust weidet er sich an dem lieblichen Knaben, wenn es ihn auch bitter schmerzt, daß dieser zu einem stillen, beschaulichen Leben hinneigt, so daß er alle Hoffnung aufgeben muß, in ihm einen echtritterlichen Stammhalter zu hinterlassen. Festes Gottvertrauen belebt ihn, das sich im rechten Augenblick prunklos ausspricht. Wie sehr sein Herz für

edle, auf Männlichkeit und Treue ruhende Freundschaft schlägt, das zeigt sein Verhältniß zu Weislingen, in dessen Nähe seine Seele frisch auflebt und sich in alten Erinnerungen froh gelaunt ergeht, dessen wiederholter Verrath und schmählicher Treubruch ihn schwerer als alles Unglück trifft und niederbeugt. Mit dankbarer Anerkennung gedenkt er derjenigen, die sich edel und freundlich ihm erwiesen, wie des Bischofs von Würzburg, des Landgrafen von Hanau, wogegen alles Schlechte und Niederträchtige ihn anwidert. Anhänglichste Liebe und Verehrung fühlt er für den Kaiser, der ihm wohl will, in welchem er als deutscher Ritter das höchste und einzige Oberhaupt auf Erden erkennt, dem er so gern dienen, in seinen Nöthen beistehn möchte; deshalb bedauert er es um so schmerzlicher, daß der alte schwache Mann so schlecht berathen ist, die herrschsüchtigen Fürsten jede Gelegenheit benutzen, seine Macht, und damit die Würde, Ruhe und Sicherheit des Reiches, zu schmälern. Sein höchster Wunsch gilt einem starken, großen, einigen Reiche, in welchem Recht und Freiheit herrschen; weil aber die Fürsten und Städte sich bei der Noth des Kaisers nur aus eigensüchtigen Zwecken miteinander verbündet haben, sie nur ihre Macht vermehren, die Kleinern unterdrücken, ihrer Willkür den freiesten Spielraum schaffen wollen, so fühlt er sich getrieben, sich und allen Bedrängten, welche sich an ihn wenden, durch rasche und entschiedene Selbsthülfe Recht zu schaffen, wobei er es nie unterläßt, die überkommenen Vorschriften in Betreff der förmlichen Ankündigung und der Ausgleichung der Fehden streng zu halten und sich als echter Ritter der guten alten Zeit zu bewähren.*) Mit einzelnen

*) Kaum zu begreifen ist es, wie Drenckmann behaupten kann, nur Götz und ein paar andere Ritter machten Unruhen und ließen keinen geordneten Zustand

Fürsten steht er in freundlichster Verbindung, besonders mit dem Kurfürsten von der Pfalz, auf dessen Hochzeit er gegenwärtig ist, dem er eine Zeit lang dient. Sein Unglück macht ihn nicht schwach, aber es raubt ihm die frische Lust des Lebens und erfüllt ihn mit der traurigen Ahnung, daß es mit ihm zu Ende gehe, und diese stimmt ihn milder, da er auch darin Gottes Willen verehrt.

Neben Götz mit der eisernen Hand tritt Selbitz mit dem hölzernen Bein als ein tüchtiger, stets bereiter Haudegen hervor, der, wie Götz, für Recht und Freiheit lebt, jeden Wortbruch als eine Niederträchtigkeit brandmarkt, der ganz von Götzens Tapferkeit hingerissen ist: aber ihm fehlt die edle Treuherzigkeit, die den Götz ins Verderben bringt, er nimmt sich nicht, wie dieser, der Bedrängten an, und nicht ohne Bedeutung dürfte es

aufkommen. Freilich behauptet dieses der mit den Prälaten und Städten im Bunde stehende Weislingen, aber die Fürsten und Städte beachten den Landfrieden nur, insofern er ihnen Vortheil bringt und er sie ihr Unrecht ganz ungestört treiben läßt. Nicht allein Sickingen spricht es aus, daß Götz von jeher zu kurz gekommen, weil er mit wenigem zufrieden gewesen, gleich am Anfang hören wir von Sievers, Götz gebe immer, wenn er im Vortheil sei, unerhört nach. Als alles mit dem Bischof von Bamberg vertragen war, wirft dieser ihm einen Buben nieder, wobei die Nürnberger ihre Hand im Spiele haben. Durch diese Rechtsverletzung, gegen welche er keinen Schutz beim Kaiser und Reich findet, durch diesen offenen Bruch des Landfriedens wird Götz zur Fehde nach dem guten alten Recht gezwungen; die Ruhestörer sind der Bischof und die Stadt, gegen die Götz im vollen Rechte ist. Goethe selbst steht nicht auf dem Standpunkte Weislingens, des Bischofs und des römischen Rechtsgelehrten Olearius; er erkennt in dem Landfrieden und den Bünden nur die Schöpfung ehr- und herrschsüchtiger Fürsten, die unter diesem Deckmantel ihre Gelüste frei üben. Götzens Schilderung der Fürsten, welche Weislingen nicht zu widerlegen wagt, entspricht der Ansicht des Dichters, die noch am Schlusse sich unverkennbar, gleichsam als Bestätigung des im Stücke lebendig dargestellten Bildes, ergreifend ausspricht.

sein, daß sich nirgendwo eine Andeutung seiner Familie findet; diese sanftern Gefühle scheinen seiner Brust fremd. So tritt denn dieser wackere Hülfsgenosse des Götz, der sich, wie dieser, wo es Noth thut, seiner Haut wehrt, hinter ihm zurück, da ihm die gemüthlichen Eigenschaften abgehen, welche das Bild unseres treuherzigen, für Freiheit, Recht und Reich begeisterten Helden vollenden.

In ganz anderer Art erscheint uns Sickingen, der starke, ungestüme, seine Pläne mit Klugheit und Gewalt durchsetzende Ritter, der nicht damit zufrieden ist, dem Rechte Geltung und der Freiheit offene Bahn zu schaffen; seine Seele wird von dem ehrsüchtigen Streben getrieben, durch die in ihm wirkende Kraft sich aus dem Stande eines freien Ritters emporzuschwingen, sich unter den Fürsten Deutschlands eine selbständige Stellung zu erkämpfen. Zeigt er sich auch als ein edler Mann, dem jede Niederträchtigkeit in den Tod verhaßt ist, so steht er doch an wahrer Gemüthlichkeit weit hinter Götz zurück, dessen Schwester er weniger aus zarter Neigung seine Hand bietet, als weil er sich mit diesem tapfern Götz verbinden will und er eine „Königin seiner Schlösser" sucht, woher auch seine Aeußerungen in Betreff Mariens, besonders kurz vor und nach dem Antrage, weniger zart gehalten sind.

Dieselbe Treue und Mannhaftigkeit, welche aus den drei Rittern uns entgegenleuchtet, spiegelt sich auch in Lerse, den die Bewunderung von Götzens Tapferkeit ganz diesem gewonnen hat; ja die Liebe zu Götz, die mit dessen Unglück zu steigen scheint, hebt ihn fast über sich selbst hinaus, indem sie ihn, wie sein Vorbild, Goethes Jugendfreund, zu Rath und That geschickt macht, so daß er bei der Belagerung des Schlosses

alles bestens besorgt und die Unterhandlung betreibt, später den Frauen hülfreiche Hand leistet.

Wenn Lerse als tüchtiger Knappe sich durchweg bewährt, so erscheint uns in Georg ein jugendlicher Götz, in welchem alle Tugenden des Helden im Glanze frischester Jugend strahlen: gläubig hängt er an Gott, in liebevoller Bewunderung an Götz, in innigster Neigung am Reiterstande; Recht, Mannheit und Treue sind die Leitsterne seines mit selbstbewußter Kühnheit ahnungsvoll vordringenden, seinem Meister froh nacheifernden Lebens, dessen Blüte in echt tragischer Weise so früh gebrochen werden soll.

Wenn sich bei Götz tiefes, reines Gefühl mit Charakterfestigkeit, Tapferkeit und Edelsinn paart, so sehen wir in seinem Gegner Weislingen eine freilich edlen Gefühlen zugängliche, aber weiche, schwache Natur, die sich von der Leidenschaft, den Frauen zu gefallen, und von maßloßer Ehrsucht blind zu allem hinreißen läßt, was mit den eigenen Empfindungen im grellsten Gegensatz steht. Er gehört zur zahlreichen Klasse jener sogenannten guten Menschen, denen jeder sittliche Halt mangelt, deren Handeln von zufälligen Anreizungen abhängt, die, bei aller Gutmüthigkeit, in leichtsinniger, zu höchster Leidenschaftlichkeit gesteigerter Verblendung zum Schändlichsten hingetrieben werden, deren Stärke sich nur in der Maßlosigkeit zeigt, womit sie ihrer Leidenschaft sich hingeben, alle Gefühle des Rechts und der Ehre niederhalten. Gerade Frauenliebe und Herrschsucht sind diejenigen Leidenschaften, welchen solche Naturen zumeist verfallen. So lange Weislingen an Götzens Seite lebte, übten dessen Beispiel und Liebe den wohlthätigsten Einfluß, aber schon damals zogen ihn der Glanz des Hofes und die An-

muth der Frauen an, was ihm Götz in seiner derben Weise vorwirft: diese zierlichen Formen eines Scheinlebens, diese Gefallsucht, diese Hoffnung auf Ansehen und Einfluß fesselten ihn immer mehr, so daß er sich nicht entschließen konnte, seinen Freund auf dem Zuge nach Brabant zu begleiten. Mit Götz war sein guter Geist von ihm gewichen; freilich fanden sich beide auch später noch freundlich zusammen, freilich stand Adelbert dem Genossen noch zuweilen ritterlich zur Seite, aber das Scheinleben hatte Gewalt über ihn gewonnen, es überwucherte allmählich die edlern Grundkeime seiner Natur, so daß er, seiner selbständigen Freiheit sich völlig entäußernd, in die Dienste des herrschsüchtigen Bischofs von Bamberg trat, der durch seine Schmeicheleien und das Ansehen, welches er ihm vor allen gab, ihn in seine Dienste zog, und ihn so ganz in seine Gewalt brachte, daß er endlich zum erbittertsten Feinde und Verfolger seines geliebtesten Jugendfreundes wurde, den er dann um so ernstlicher haßte, als er die Stimme seines Herzens übertäuben mußte, und die biedere Rittergröße des Götz seinem Ehrgeiz ein höhnender Vorwurf schien. Treffend ist das Wort Liebetrauts im Entwurf: „Er ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig seines Gleichen. Und wenn er nie an den Hof gekommen wäre, könnt' er unvergleichlich geworden sein." Der Hof war für ihn um so gefährlicher, als er ein schöner Mann, von geschmeidigen Formen war, dessen Eitelkeit in der dortigen Umgebung die reichste Nahrung fand. Die Beschreibung seiner äußern Gestalt im Gespräch zwischen Adelheid und dem Kammerfräulein ist demnach, wie an dieser Stelle durchaus angebracht, auch für das Verständniß seiner Entwicklung bedeutsam. Auf einen Augenblick gelingt es dem Götz, dem gefangenen Weislingen die Augen über sich selbst zu

öffnen; er sieht sich in seiner Niedrigkeit, diesen in seiner edlen Größe: mit ihm, dem treuherzigen Jugendfreunde, will er sich zu echtritterlichem Wirken verbinden, mit dem Hofe entschieden brechen, und statt in eitler, wechselnder Frauengunst sich zu bespiegeln, in der Liebe einer stillen, reinen Seele sich ein ewiges Herzensglück gründen. Diese Liebe ist freilich echt, aber es fehlt ihm an Kraft, den Gefühlen seines Herzens, dem Triebe der Ehrsucht gegenüber, zu folgen, wie er selbst fühlt. Nach Bamberg mag er nicht zurück, da er ahnt, daß sein so schöner Vorsatz dort, wo Fürsten- und Frauengunst ihm winken, einen schweren Stand haben werde: doch der pfiffige Liebetraut weiß ihn durch Auffrischung seiner Erinnerungen und Aufregung seiner Eitelkeit zu einem Besuche zu bestimmen, wo denn des Bischofs freundliches Zureden nicht ohne Einfluß bleibt, vor allem Adelheidens angenommene Kälte und Ungunst den Sieg über ihn gewinnen. Vergebens sträubt er sich gegen den Gedanken, in Bamberg zu bleiben und sein Wort zu brechen, Adelheidens Reize beherrschen und berücken ihn, so daß er bald Götz entsagt und, von dem ehrsüchtigen Weibe gestachelt, erbitterter als je gegen diesen auftritt. Allein Adelheid fühlt, daß er kein Mann großartiger That sei, und belohnt sie auch die gegen Götz durchgesetzte Achtserklärung und die Befreiung ihrer Güter mit ihrer Hand, so versteigen sich doch ihre Pläne viel höher. Weislingens Eifersucht erwacht; die unglückliche Gewißheit, daß Adelheidens Liebe sich von ihm abgewandt, treibt ihn in verzweiflungsvollem Ingrimm, sich an die Spitze des gegen die Bauern beorderten Heeres zu stellen, wo ihn wilder Ingrimm ergreift, als er vernimmt, Götz befinde sich unter den geschlagenen Bauern. Je schärfer der Schmerz über die seinen Wünschen trotzende Adelheid

an seiner Seele nagt, um so glühender entbrennt sein Vernichtungshaß gegen Götz. Noch als das Gift seine Kraft allmählich abmattet, peinigt ihn der Gedanke an Götzens hohe Größe; dieser muß aus der Welt, erst dann hofft er vor ihm Ruhe zu finden. Die schreckliche Enthüllung von Adelheidens Schandthat und die vor ihm stehende, für des Bruders Leben flehende Maria führen ihm die grause Tiefe des Abgrundes vor die Seele, in welchen er gesunken — und so stirbt er verzweiflungsvoll, nachdem er Götz, soweit er vermocht, dem Leben wiedergegeben. Aber Mariens inniger Antheil an dem durch seine leichtsinnige Verblendung so unglücklichen Manne, seine Liebe zu Franz und seine folternden Qualen versöhnen uns mit ihm; stehen ja das Glück, das er in leichtsinniger Verblendung verscherzt hat, und Adelheidens Verrath, die gerechte Strafe seiner eigenen Treulosigkeit, wie Furien vor seinen erlöschenden Augen. Goethe hat es selbst durch eine Aeußerung in Wahrheit und Dichtung verschuldet, daß man einen Theil seines Wesens in Weislingen gefunden hat, und so sagt noch Lichtenberger, um die Lust und das Leid dieser unbeständigen Zärtlichkeit darzustellen, habe er nur in sein eigenes Herz zu sehen brauchen. Aber Goethe blieb in tiefer Seele seiner Friederike treu und war unglücklich über ihren Verlust, er wollte von Liebe nichts mehr wissen, während Weislingen von Adelheiden so umstrickt wird, daß er Marien ganz vergißt. Der Dichter war nichts weniger als der Don Juan, wozu ihn Scherer entstellt hat.

Eine gleiche, noch kindlichere Gutmüthigkeit, wie aus Weislingen, spricht uns aus Franz entgegen, der seinem Herrn in hingebendster Treue anhängt, wie der Reiterbube Georg, sein entschiedenster Gegensatz, dem Götz; aber die glühendste Empfin-

dung, die stachelndste Gier ziehen ihn zu dem verführerischen Weibe, das mit schlauer Berechnung seine Liebe benutzt, um ihn zu der entsetzlichen That zu reizen. Erst nachdem diese vollbracht ist, kommt er wieder zu sich, und als er seinen Herrn so schrecklich dem Tod entgegenwanken sieht, als Weislingens Liebe so rührend zu ihm spricht, da kann er sich nicht halten, er muß dem geliebten Herrn sein begangenes Verbrechen gestehn und verzweiflungsvoll sich selbst den Tod geben.

Von den Fürsten tritt nur der Bischof von Bamberg handelnd auf, eine durchaus eitle, ehr- und herrschsüchtige Natur. Schon im ersten Augenblick erscheint er als ein leerer Mensch, der es liebt, berühmte Leute an sich zu ziehen. Den von Bologna zurückgekehrten Olearius fragt er, ob viele Deutsche von Adel dort studirten, und er billigt dessen Aeußerung, der Kaiser werde gern mit diesen seine ersten Stellen besetzen; sonst weiß er nichts Vernünftiges zu sagen, bringt dagegen dem Kaiser Justinianus, den er so wenig kennt, daß er ihn noch am Leben glaubt, wie später allen Doctores juris, ein Lebehoch. Freilich spricht er so, als ob ihm das Wohl des Reiches am Herzen läge, und er nur wünsche, alles möge nach strengem Rechte gehn, aber bei allem denkt er bloß an seinen Vortheil, jedes Mittel des Trugs ist ihm recht. Mit Götz hat er wieder Fehde angefangen, und er möchte mit aller Gewalt seine Anschläge gegen ihn und die übrigen freien Ritter beim Kaiser durchsetzen. Wenn Weislingen Götz sein Wort gegeben hätte in der Absicht, es zu brechen, das wäre diesem treulosen Menschen ganz recht gewesen. Nur seine Macht und seine Herrschaft liegen ihm am Herzen. Drenckmann stellt ihn freilich als einen für das Wohl seines Landes ernstlich besorgten Fürsten dar (S. 7), aber dieses

Lob wird weder durch die Aeußerung des Bischofs begründet, die Felder vor seinen Mauern verdankten Weislingen ihren blühenden Zustand, noch kann Weislingens Bemerkung als beweisend gelten, er dürfe nicht die vielen übernommenen Geschäfte des Bischofs unvollendet liegen lassen. Diesem geistlichen Fürsten ist das Volk nichts, die „weltlichen Stände", die mit Recht „einen Zahn auf ihn haben", sind ihm zuwider, das Reich und der Kaiser liegen ihm nur sofern am Herzen, als sie ihn gewähren lassen und die Kleinen zwingen, unter dem Scheine des Landfriedens sich alles gefallen zu lassen. Deshalb sind ihm die „übermüthigen und kühnen Ritter" ein Greuel; er haßt sie auch persönlich, weil der feige, tückische Pfaffe im Grunde des Herzens durch ihren Edelmuth und ihre ritterliche Kraft sich beschämt fühlt.

Von den weiblichen Charakteren ist dem Dichter Elisabeth, ein Spiegelbild seiner Mutter, am trefflichsten gelungen. Sie ist ganz die liebende, besorgte, zu Rath und That immer bereite, des edlen, mannhaften Ritters würdige Gattin und Hausfrau, die in allen Nöthen ihm zur Seite wacht, alle seine entsetzlichen Qualen tief mitempfindet, und doch ungebrochen alles Elend übersteht, die ihren lieben Götz, in dem sie das Musterbild eines Mannes verehrt, immer tröstet, hebt, alles Widrige von ihm abwendet, zu seiner Rettung mit wacher Geistesgegenwart alle Mittel versucht. Elisabeth ist die echtdeutsche, so gemüthvolle wie starke Hausfrau.

Weniger vollendet erscheint das Bild der vom Ungetreuen verlassenen Maria, die von des Dichters eigener Geliebten, der sesenheimer Friederike, kaum irgend einen Zug an sich hat, ja mit dieser lebhaften, sinnlich heitern, frei der Natur und

ihrem unmittelbarsten Genusse zugekehrten Seele im entschiedensten Gegensatze steht. Zarten und frommen Sinnes, liebt sie ein stilles, mehr innerliches Leben, wozu sie auch den kleinen Karl erziehen möchte. Dieser Sinn ist durch die Aebtissin des Klosters, in welchem sie ihre Erziehung erhielt, genährt worden, und wir möchten sie uns lieber, wie Goethe selbst seine Schwester, als Aebtissin wie als Gattin und Hausfrau denken. Dem wilden Ritterleben ist sie abgeneigt, und so hat sie mit Wohlgefallen die sanftern Züge vernommen, die Götz von Weislingen und seinem Zusammenleben mit diesem zu erzählen pflegte, ja sie hat denselben aus den bloßen Erzählungen ihres Bruders lieb gewonnen und ihn bei sich gegen Götzens Beschuldigungen vertheidigt, die sie für leidenschaftlich übertrieben hält. Wie sehr muß sie sich daher aufgeregt fühlen, als sie von seiner Gefangennehmung hört, welches Mitleid mit ihm empfinden, aber auch ahnungsvoll bewegt werden beim Gedanken, sie werde ihn bald selbst sehn! Daß die beiden Herzen sich gleich finden müssen, daß der weiche, wehmüthig gestimmte, so schön und edel auftretende Weislingen ihr Herz und ihre Hand gewinnt, ist ganz natürlich, dagegen können wir es mit einer so zarten Natur kaum vereinigen, daß sie so bald dem Antrag eines andern Mannes Folge leistet, statt sich in ein Kloster zurückzuziehen. Aber der Dichter bedurfte ihrer und Sickingens, und so mußte er dieses Band schließen. In der äußersten Noth macht ihre innige Liebe zu Bruder und Schwägerin sie stark und gefaßt, was sich nur schwer mit ihrer frühern Schilderung vereinigt, wenigstens müßten wir in dem äußern Hervortreten ihre sanfte, zarte Seele mehr durchschimmern sehn.

Im entschiedensten Gegensatz zu Marien tritt die ränkevolle,

nur auf Schein und Herrschsucht gerichtete Adelheid, das mit seltenem Liebreiz begabte, aber jeder reinen, zarten Empfindung unfähige Weib, uns entgegen. Ihre ganze Seele ist darauf gestellt, die Männer in ihre Netze zu ziehen, sie zu beherrschen und durch sie zu herrschen. Ihre hochfliegenden Plane kennen keine Grenzen: über Weislingen triumphirt sie, aber sein Streben genügt ihr nicht, er scheint ihr nur ein halber Mann; ihr Blick richtet sich auf den Nachfolger des Kaisers, und da Weislingens erwachende Eifersucht sie vom Hofe mit Gewalt entfernen und sich ihrer versichern, sie wohl gar ins Kloster stoßen will, so greift sie zum schnödesten Verbrechen. Wahrer, sich frei hingebender Liebe ist sie nicht fähig; auch ihre sinnliche Lust ist schwer zu erwecken, nur der von Liebe rasende Franz könnte diese zu erregen scheinen, aber sie fühlt sich mehr durch diese den armen Jungen aufzehrende Glut geschmeichelt, als daß sie selbst hingerissen wäre. Das von List, Ränken und Herrschsucht ganz erfüllte Weib ist die geborene Todfeindin von Götz, diesem biedern, treuen, Freiheit und Recht heilig hegenden mannhaften Ritter. Lichtenberger sieht in ihrer selbstsüchtigen Härte und ihrer Grausamkeit den Gegensatz zu Mariens Sanftmuth und Güte, wie ihrer leidenschaftlichen Bewegung und leichten Launenhaftigkeit die natürliche Gesundheit von Götzens Hausfrau entgegenstehe. Bei ihrer Charakterzeichnung habe sich Goethe der shakespeareschen Heldinnen, besonders der Kleopatra erinnert, dieser katzenhaften Geschmeidigkeit, die beim Streicheln klaue und schnell von Drohungen zu Versprechen, von Verachtung zur Zärtlichkeit übergehe. Schröer bemerkt, zu Adelheiden fehle noch das Modell, das Goethe bei ihr „vor Augen stehn möchte". Die tolle Schererische Modellsucherei hat schon zu viel geschadet!

V. Goethes Bühnenbearbeitung.

Mit dem Beginn der neunziger Jahre waren die durch Götz hervorgerufenen Ritterschauspiele so ziemlich von der deutschen Bühne verschwunden. Als Goethe im Mai 1791 die Leitung der weimarischen Hofbühne übernahm, konnte davon zunächst keine Rede sein. Ein vier Jahre später gemachter Versuch mit Jakob Maiers 1777 erschienenem Sturm von Boxberg hatte keinen Erfolg; um so weniger war an eine Aufführung des Götz zu denken. Als 1798 der Schauspieler Cordemann darin aufzutreten wünschte, lehnte Goethe dieses mit der Bemerkung ab, das Stück sei dergestalt ausgeschrieben, daß man sagen könne, es sei stückweise fast ganz auf dem Theater, worauf es selbst ohne bedeutende Umarbeitung nicht erscheinen könne. Erst da, als Schiller und Goethe den Plan einer Bearbeitung der bedeutendsten echtdeutsche Stoffe darstellenden Dramen für die deutsche Bühne auszuführen gedachten, im Jahre 1803, griff der Dichter selbst seinen Götz, wie Schiller Klopstocks Hermanns Schlacht an. Zwar schien sich ihm anfangs das Stück „mit einiger Bequemlichkeit umzubilden", aber gar bald nöthigte ihn manches andere, die Bearbeitung liegen zu lassen, die ihm auch unerwartete Schwierigkeiten

dargeboten haben mochte, des Unangenehmen einer solchen „bösen Operation" nicht zu gedenken, dessen er im folgenden Februar, wo er das Stück von neuem vorgenommen hatte, in einem Briefe an Schiller bemerkt. Erst im Sommer gewann die Arbeit gedeihlichen Fortgang, als er sie nicht mehr wie ein Geschäft betrachtete, das abgethan sein wolle, sondern ihr mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit größerer Sammlung zuwandte. Bedenklich machte ihn dabei nur die Länge des „durchaus de- und rekomponirten" Stückes, das eher länger als kürzer wurde; denn wie er das Zerstreute sammelte, wurde das Vorübergehende beharrlich. Schiller erleichterte ihm durch seine kühnen Entschließungen manche Auslassung, stand ihm auch bei den Proben mit Rath und That treulich zur Seite. Am 22. September betrat diese neue Bearbeitung endlich die Bühne; aber das Stück dauerte an fünf Stunden. Goethe, der mit der Aufführung zufrieden war, entschloß sich, es in zwei Theilen spielen zu lassen: dann werde sich ergeben, welche Szenen die Zuschauer am liebsten missen möchten; diese wollte er dann weglassen. So sah er sich aufs Versuchen hingewiesen. Der erste Theil, die zwei ersten weiter ausgeführten Akte, wurden am 28. September, der zweite am 13. Oktober aufgeführt. Den 8. Dezember kam wieder der ganze Götz auf die Bühne; die erste Bühnenbearbeitung hatte diesmal beträchtliche Kürzungen erfahren, bei denen der Eindruck der stückweisen Darstellung maßgebend gewesen war. Diese verkürzte Gestalt des Theaterstückes findet sich jetzt in den Werken abgedruckt. So wurde Götz denn unter Goethes Leitung in den drei folgenden Jahren mehrmal zu Lauchstedt, Weimar und Leipzig, dann auch in Berlin zur Aufführung gebracht. Besonders Wieland

war über diese Verderbung des alten Götz ergrimmt, und auch außer Weimar, wie in Berlin, fehlte es nicht an harten Aeußerungen über das zerrissene und verdorbene Stück. Goethe selbst sah sich später veranlaßt, auf die ursprüngliche Bühnenbearbeitung zurückzukommen, die er aber auf zwei Abende vertheilen mußte. So gelangte der erste Theil als Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen, am 23. Dezember 1809, der zweite als Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen am folgenden Theaterabend, dem 26., zur Aufführung. Am 2. Mai 1810 ward der zweite Theil wiederholt, auch zu Halle am 25. Aug. 1811 für sich gegeben. Im Dezember 1813 erschienen beide Theile hintereinander auf der weimarischen Bühne, der erste am 8., der zweite am 11. Auch als Goethe die Theaterleitung abgegeben hatte, wurde der in zwei Stücke getheilte Götz noch zweimal, am 27. und 30. Okt. 1819 und am 15. Okt. und 1. Nov. 1828, gegeben, doch wieder verändert, wie z. B. diesmal zuerst die Bauernhochzeit aufgenommen war. Dagegen sah man sich im Jahre 1830, als man das Stück zu Goethes Geburtstag gab, wieder veranlaßt, zu der verkürzten Bühnenbearbeitung, wie sie jetzt gedruckt vorliegt, zu greifen, und so wird das Stück bis heute zu Weimar gespielt, während man auf andern Bühnen sich die grausamste Willkür mit dem zum Schlachtopfer erkorenen Götz erlaubt.*)

*) Ueber die verschiedenen Versuche Goethes, das Stück auf die Bühne zu bringen, vgl. Goethes Aufsatz „über das deutsche Theater" (1815), die Mittheilungen von Oscar Schade im „weimarischen Jahrbuch" V, 443 ff. und Goethe-Jahrbuch II, 190—216. Der Druck in den „nachgelassenen Werken" (1832) beruht auf der Verkürzung von 1819. G. Wendt hat 1879 die „erste vollständige Bühnenbearbeitung" nach einer aus dem Nachlasse des Schauspielers Unzelmann

Fragen wir aber, wie die gedruckt vorliegende Bühnenbearbeitung sich zum ursprünglichen Stücke verhält*), so hat Goethe die zu einer Handlung nöthigen Szenen möglichst zu einer ununterbrochenen Reihe miteinander verbunden, manche zur Ausführung einer Nebenhandlung oder zur Darstellung bestimmter Zustände dienende Auftritte weggelassen, wodurch viele Dekorationswechsel umgangen wurden und das Ganze mehr das Ansehen eines gewöhnlichen Theaterstücks erhielt. Dagegen suchte er manche abgebrochene, mit einem Pinselstrich angedeutete Szene zu erweitern, drastische und zur Sinnlichkeit anschaulich sprechende Ausführungen hinzuzufügen, die Akte besonders wirksam abzuschließen, die koupirte, dem gewöhnlichen Volkston glücklich nachgebildete Sprache regelrecht zu gestalten, schroffe, aber höchst bezeichnende, die Lebhaftigkeit der Darstellung fördernde Uebergänge zu ebnen. Hat auch die Bühnenbearbeitung an manchen Stellen in Sprache und Darstellung, durch dramatische Belebung, durch Einfügung treffender Zusätze und Vereinfachung des Szenenwechsels nicht unbedeutend gewonnen, fehlt es ihr auch nicht an einzelnen an sich gelungenen Eindichtungen, wie V, 13. 14, so hat dagegen das so glücklich entworfene Stück, welches durch das Widerspiel der verschiedenen Charaktere und die kräftige Zeichnung der Zeit, wie durch den über dem Ganzen auch in Darstellung und Sprache wehenden einheitlichen Ton wunderbar wirkt, an seiner dichterischen Vortrefflichkeit die entschiedenste Einbuße erlitten. Besonders fällt der Mangel aller

stammenden Handschrift herausgegeben, dann Jak. Bächtold sie in seiner Ausgabe des „Götz in dreifacher Gestalt" (1882), endlich auch Schröer gegeben.

*) Bemerkenswerth ist, daß Goethe dabei nicht die dritte Ausgabe (von 1787), sondern die zweite (von 1774) zu Grunde legte.

dichterischen Kraft in den meisten neugedichteten Szenen auf, wo wir fast nur die gewöhnlichste Theaterroutine finden, die ihre bunten Farben geschickt zu verwenden weiß, um ein aus der Ferne nicht unangenehm in die Augen fallendes, aber jedes wahrhaften Gehaltes ermangelndes Bild rasch hinzuwerfen. Es sollte eben nur ein Theaterstück für die Menge, ein Volksstück, werden. Die Bearbeitung fällt gerade in die Zeit, wo Goethes dichterischer Geist versiegt zu sein schien, aber er ruhte nur, um sich bald wieder zu ungeschwächter Kraft zu sammeln. Die reine Einheit des alten schönen Ganzen ist zerrissen und die traurigen Reste durch leeres, ungehöriges Flickwerk widerlich aufgestutzt, wie eine nach einem ganz andern Stile hergestellte Ruine. Dem Dichter selbst war das Verständniß seines Stückes ganz verloren gegangen, sonst hätte er nicht den herrlichen Organismus in seinen Grundfesten zu erschüttern vermocht, äußerer Wirkung zu Liebe. Um nur einiges zu erwähnen, so ist I, 11 das grollende Entferntstehen von Götz und Weislingen weder dem Charakter des biedern, treuen, mit inniger Liebe an seinem Jugendfreunde hängenden Götz gemäß, noch durch das Gespräch selbst begründet, das auf Weislingen einen tiefen, herzlichen Eindruck gemacht hat. Daß Maria I, 12 im Namen der Hausfrau kommt, Weislingen zu begrüßen und zu Tisch zu laden, ist ganz gegen alle Sitte und die den Aufzug schließende Versöhnung matt und kalt berechnet. Wie könnte sich die scheue, zarte Maria so zudringlich in den Männerstreit einmischen? Götzens Biederkeit und Treue müssen Weislingen umstimmen, sodann Mariens sanfte Anziehung die Versöhnung mit still wirkender Gewalt vollenden. Daß Götz II, 3 mit Weislingen verabredet, er solle zuerst nach Bamberg, um sich entschieden

vom Bischof loszusagen, heißt doch der Treuherzigkeit des Helden, der Weislingens Schwäche kennt, zu viel zutrauen. Freilich braucht nun Liebetraut diesen nicht erst nach Bamberg zu ziehen, aber wir verlieren dadurch auch die treffliche Zeichnung von Adelheidens feinen Ränken, die nicht als das ehrsüchtige, zu bestrickender List geschaffene Weib hervortritt, wie auch Weislingens harter Kampf, ehe er von Götz abläßt, nicht zur Darstellung gelangt. Die Schilderung des lustigen, läppischen, dem Würfelspiel ganz verfallenen Selbitz II, 7. 8 steht mit dem sonstigen Ton des Stückes in Widerspruch; wir sehen den würdigen Götz mit einem solchen närrischen Alten ungern in Verbindung: hier hebt der Gegensatz nicht, sondern das Alberne wirft auf Götz selbst einen widrigen Schatten. Daß Götz II, 14 die Schuld Weislingens alle büßen lassen, die gefangenen Nürnberger am Leben strafen will*), steht mit seinem edlen Charakter in Widerspruch, und die großmüthige, an manche Räubergeschichten erinnernde That am Schlusse macht einen etwas eigenthümlichen Eindruck. Gar wunderlich ist die Art, wie der Dichter III, 5 das Verhältniß Adelheidens zu Franz anknüpft, indem sie diesen zum „Staaren" macht, der dem schlechten Gedächtniß Weislingens zu Hülfe kommen soll. Daß Adelheid in diesem entscheidenden Augenblicke, um kleinliche

*) Es ist das der einzige Fall, wo er einen Zug der Lebensbeschreibung neu benutzt hat. Götz hatte fünf bis sechs nürnberger Kaufleute im Spessart niedergeworfen, worunter einer sich befand, den er schon dreimal gefangen genommen; die übrigen waren „eitel Ballenbinder". „Und stellet ich mich, alß wolt ich ihnen allen die Köpff und Händ abhauen, aber es war mein Ernst nit, und muften niederknien und die Händ auf die Stöck legen, da trat ich etwa ein mit dem Fuß auf den Hindern, und gab dem andern eines an ein Ohr, das war mein Straff gegen ihnen, und ließ sie also von mir wieder hinziehen."

Familienverhältnisse zu ordnen, den Hof verlassen will, wo sie ihre hohen Absichten am sichersten durchzusetzen hoffen darf, wo ihre Genuß- und Ehrsucht, beide auf gleiche Weise, reichste Befriedigung sich versprechen dürfen, ist ebenso seltsam, wie die ganze Darstellung, die nur darin ihre Erklärung findet, daß der Dichter weiter unten (III, 11) die Führer der Reichsexekution als ganz unfähige Leute darstellen wollte, was er durch Adelheidens einflußreiche Empfehlung in den hier eingeschobenen, ihr Bild eher verrückenden als mit kräftig lebhaften Zügen schildernden Szenen sehr unnöthiger Weise zu begründen gedachte. IV, 1 ist der neu gedichtete Auftritt zwischen Sickingen und Marien wenig geeignet, uns den Zustand zweier Liebenden zu schildern, die sich zu einer Verbindung aufs Leben fest entschlossen und diesen Entschluß deutlich ausgesprochen haben; auch leidet sie an manchen Unwahrscheinlichkeiten. Am schlimmsten dürfte es der Tischszene (IV, 14) ergangen sein; die unglücklichen hier beliebten Abschwächungen und Erweiterungen haben das Stück, dessen vollen Pulsschlag wir gerade an dieser Stelle am lebendigsten fühlen, seines innersten Herzens beraubt. Hier, wie sonst, hat der Dichter aus ängstlicher Scheu alle scharfen Stellen gegen die Fürsten geändert, obgleich wir den Götz gerade im Kampfe gegen die ihre Macht mißbrauchenden Fürsten seiner Zeit unterliegen sehen, ja sogar das Lebehoch auf die Freiheit hat wegfallen müssen. Höchst wunderlich sind die zur Vollziehung der Vehme erfundenen Szenen V, 9 und 15.

Dies genüge, um die unendliche Einbuße anzudeuten, welche das Stück in der Bühnenbearbeitung erlitten hat. Leider geht es ihm auf unsern heutigen Bühnen noch viel schlimmer, wo man sich nicht scheut, Szenen aus dem ursprünglichen Stück willkürlich

an die Stelle derjenigen zu setzen, welche die Bühnenbearbeitung bietet, um sich die allerwunderlichsten, geradezu unsinnigen Veränderungen zu erlauben. So schließt man den ersten Aufzug mit der Meldung Karls, läßt am Ende des dritten den Ueberfall von Selbitz durch Blinzkopf und Lerses Vertheidigung weg, auch die fünf ersten Szenen des vierten Aktes, ändert die zwischen Adelheiden und Franz, und am Schlusse muß Sickingens Dazwischenkunft ganz wegfallen; Götz stürzt den Schreibtisch um und erklärt mit offenbarer Verhöhnung des kaiserlichen Ansehens, das Götz in keiner Weise beeinträchtigen darf, in geradezu toller Weise die Sitzung für aufgehoben. V, 2 soll gar Götzens Knecht Faud (volksthümliche Form des Namens Servatius) den Max Stumpf vertreten! Eine solche willkürliche Zersetzung des herrlichen Dramas wäre unmöglich, wenn die Zuschauer irgend eine Ahnung von dramatischer Durchführung hätten, wenn ihnen nicht durch die neuesten Mißgeburten der Sinn so ganz verschoben wäre, daß sie das Tollste, falls es nur recht grell aufgetragen ist, gar seltsam klingt und jeden gesunden Begriff verhöhnt, mit stürmischem Beifall aufnähmen. Liegt ihnen ja nichts ferner als eine reine Wirkung, eine künstlerisch zusammenstimmende Einheit.

Ohne gar große Veränderungen würde auch jetzt noch der echte Götz, wie er seit einem Jahrhundert vorliegt, in würdiger Gestalt auf unserer Bühne auftreten können. Die beiden ersten Akte könnten fast ganz erhalten bleiben, nur würde im zweiten die erste Szene im Spessart und einzelnes, wie im ersten Akt der Anfang der ersten Szene auf Jaxthausen bis zu den Worten „ein großes Kloster baute“ zu streichen sein. Die stärkste Umgestaltung fordert der dritte Akt, da die so treffend bezeichnenden

kurzen Szenen, welche uns die Reichsexekution und ihre Schlappen schildern, mit ihrem raschen Dekorationswechsel unmöglich heute zur Darstellung gelangen können. Gern würde man hier eine Umänderung von des Dichters eigener Hand haben, aber die in der Bühnenbearbeitung gegebene bietet etwas gar zu Fremdartiges und läßt zu viel des Bedeutenden fallen. Die beiden Szenen auf Jaxthausen III, 4 und 6 wären unmittelbar miteinander zu verbinden, wobei der Anfang der zweiten und das Ende der ersten eine Umänderung erleiden müßten. Georg käme mit der Nachricht, daß ein fremder Mann Götz zu sprechen wünsche, vor Götzens Aufforderung „Komm noch zu den Frauen!"; dieser schickte Sickingen darauf zu ihnen und der Auftritt mit Lerse schlösse bei den Worten „der mir bei Remlin zu schaffen machte". Daran reihte sich die Szene zu Bamberg zwischen Franz und Adelheiden (III, 5). III, 7. 8 fielen ganz weg, wogegen sich III, 10—14 und 16 treffend zusammenschließen; nur müßte 14. mit den Worten „zu lachen Lust hat" aufhören. III, 15 und bei der Belagerung die Szene in der Küche (III, 18) fielen weg. Der vierte Aufzug würde nur die letzte Szene einbüßen, der fünfte die Szenen Berg und Thal und Jaxthausen (3 und 4) und die beiden vorletzten. So würde sich Goethes Götz ohne gar zu häufigen Szenenwechsel und das ewige Hin- und Herspringen sehr wohl auf der Bühne darstellen lassen, wenn wir nur Schauspieler genug besäßen, welche sich die Mühe nicht verdrießen ließen, in den Sinn des Dichters einzudringen und nicht ihre eigensinnigen Grillen an die Stelle des vom Dichter geschaffenen Bildes setzten, wenn noch ein auf eindringendes Verständniß des ganzen Stückes gegründetes Zusammenspiel unsern Bühnen am Herzen läge. Auch den Schau-

spielern und ihren Lenkern thut es vor allem noth, daß sie in den Geist unserer klassischen Dichter eingeweiht, daß sie zum wirklichen Verständniß derselben angeleitet werden. Dann wird das ganz von deutschem Leben getränkte Bild des biedern, an seiner Treuherzigkeit und der schleichenden Hinterlist feiger Herrschsucht zu Grunde gehenden Helden auch von der Bühne herab dem Volk Herz und Geist erheben, während man bei der herrschenden Willkür dem Götz keinen schlechtern Dienst erzeigen kann, als wenn man seine zerrissenen und zersetzten Glieder leichtfertiger Theaterroutine preisgibt.

Inhalt.

Seite

Einleitung in Goethes Dramen 1

Götz.

I. Entstehung und Aufnahme 28
II. Stoff und dichterische Gestaltung 56
III. Entwicklung der Handlung.
Erster Akt 73
Zweiter Akt 88
Dritter Akt 101
Vierter Akt 118
Fünfter Akt 128
IV. Die Charaktere 155
V. Goethes Bühnenbearbeitung 168

LG
G599
.YdvE

Goethe, Johann Wolfgang von 1974l
Düntzer, Heinrich
Erläuterungen zu Goethes Werken. Vol.6.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU